

REZENSIONEN

Gottfried Schramm, Altrußlands Anfang. Historische Schlüsse aus Namen, Wörtern und Texten zum 9. und 10. Jahrhundert. Freiburg i.Br.: Rombach 2003, 569 S. (Rombach Wissenschaften. Reihe Historiae. 14).

Ein Lebenswerk wird besichtigt. Mit der vorliegenden Monografie zieht der Osteuropahistoriker und Altgermanist Gottfried Schramm die Synthese eines Forscherlebens. Schramm, der in Göttingen als Altgermanist begonnen hat, dann zur Osteuropäischen Geschichte umgeschwenkt ist, hat nun das eine Fach mit dem anderen verbunden und eine Darstellung zur Geschichte des „Wikingerreiches am Ostrand Europas“ (Klappentext) mit dem Instrumentarium philologisch-kritischer Forschung geschrieben. Damit übt er sich in einer raren Kunst, denn es dürfte in Deutschland, ja weltweit, kaum noch jemand geben, der sich auf diesem Feld mit ihm messen kann.

Im ersten Teil, in dem er den frühgeschichtlichen Fernhandel als „Schlüssel zur Entstehung des mittelalterlichen Rußland“ in den Mittelpunkt der Darstellung rückt, behandelt Schramm die zwei zentralen und gleichzeitig kontroversen Deutungsmodelle zur Entstehung der späteren Rus': die sowjetpatriotisch-großrussisch verordnete antinormannische These, die davon ausgeht und zu beweisen sucht, dass die Rus' aus ostslawisch-autochthonen Wurzeln entstanden sei; und die an den großen russischen Historiker des 19. Jahrhunderts, Vasilij O. Ključevskij (1841–1911), anschließende normannische These, die von einer Reichsgründung durch Zuwanderer aus dem Norden ausgeht. Es ist diese zweite These, der Schramm nach einem Durchgang durch die Quellen und der Darstellung der Entwicklung unterschiedlicher politischer Gemeinwesen auf dem Territorium der späteren Rus' in seiner eigenen Deutung letztendlich den Vorzug gibt.

Der zweite Teil behandelt „Völker“ und ihre Rolle für die Reichsbildung der späteren Rus'. Dabei geht Schramm zunächst einmal – obligatorisch – auf die Frage nach der Herkunft des Namens „Rus“ ein, indem er alle bisher bekannten etymologischen Deutungen vorstellt und kritisch diskutiert, um am Ende darzulegen, dass für ihn die Ausgangsbedeutung „Rus“ = „Nordgermanen“ am wahrscheinlichsten sei: Für Schramm ist die Gründung der Rus' eine Leistung von Zuwanderern aus „Schweden“, von Zuwanderern aus dem Norden also.

Diese normannische These versucht Schramm durch archäologische Funde, Namen und Lehnwörter aus dem Altnordischen weiter zu erhärten. Gegenüber den an politischer Ordnungsfähigkeit und Kriegstechnik überlegenen Zuwanderern hätten die auf dem Gebiet der späteren Rus' ansässigen Slaven nurmehr untergeordnete Funktionen wie Tributpflicht und Heeresfolge erfüllt. Gleichzeitig habe es sich bei den zugewanderten Nordgermanen (Warägern) um eine quantitativ sehr dünne Oberschicht gehandelt, die sich bald an die Sitten und Gebräuche der ansässigen Slaven assimiliert habe. Diesen Prozess der „Slavisierung“ exemplifiziert Schramm anhand der drei Namensgeschichten der „Russen“, „Waräger“ und „Kolbjagen“.

Im dritten Teil trägt Schramm die wenigen Textzeugnisse zusammen, die über die Bevölkerung der Rus' am mittleren Dnepr existieren, und interpretiert sie auf der im zweiten Teil geschaffenen Grundlage der archäologischen Quellen und linguistischen Befunde. Deutlich werden die Bevölkerungsverhältnisse dabei vor allem in den Berichten über die Gesandten der Rus' in Konstantinopel und Ingelheim in den Jahren 838 und 839, über die Händler der Rus' an den Nordküsten des Schwarzen Meeres, über den ersten warägischen Flottenüberfall auf Konstantinopel im Jahre 860 und in den Namen Kiev und Korosten' (Wolhynien).

Warägische Herrschaftszentren zwischen Ostsee, Volga und Eismeer bilden das Thema des vierten Teils. Hier gelingt es Schramm, mit Hilfe linguistischer Analysen der Namen einzelner Siedlungs- und Herrschaftspunkte (Ladoga, Izborsk, Beloozero, Polock, Smolensk u.a.) sowie der Beantwortung der Frage nach den Anfängen des Rjurikiden-Geschlechts eine politische Topografie der frühen Rus' zu entwickeln.

Die historische Entwicklung zwischen 882 und ca. 1000 bildet den Inhalt der letzten beiden Teile des Buches. Hier stellt Schramm vor allem die Entwicklung Novgorods und Kievs als der beiden Brennpunkte des Herrschaftsgebiets der späteren Rus' sowie weiterer Städte und ihre durch die rus'ländischen Flusssysteme, vor allem das Einzugsgebiet des Dnepr, erleichterte wechselseitige Integration zu einem den Typus der mittelalterlichen Stadtherrschaft überschreitenden Rus'-Reich „intensivierter Territorialherrschaft“ dar. Neben diesen territorialen Aspekten geht es Schramm aber auch um das Verhältnis der beiden herrschaftstragenden Gruppen innerhalb der Rus': der Fürsten und der Fernkaufleute (*gosti*), die ebenso wie das Dnepr-System zu den Kräften gehörten, die die unterschiedlichen Teile des weitgestreckten Flussreiches miteinander verklammerten. Mit den Entwicklungen um das Jahr 1000, mit der Herrschaft Vladimirs des

Großen (des „Heiligen“) (962?–1015), der „Taufe der Rus“ (988/89), der Entstehung einer „kirchlichen und weltlichen Raumordnung“, die zu einer Herrschaftsverdichtung innerhalb des Territoriums der Rus', gleichzeitig aber zu neuen Gefährdungen im Osten des Reiches, an der „Steppenfront“, führten, schließt Schramm seine großartige Darstellung der Anfänge Altrusslands ab. Sie wäre freilich unvollständig und nur schwer als Nachschlagewerk zu gebrauchen, hätte der Autor ihr nicht zahlreiche Karten, nach Namenformen, Wörtern, Quellen, geografischen Bezeichnungen, Personen, Themen und Autoren differenzierte Indices, ein umfangreiches, rund 200 Titel umfassendes Literaturverzeichnis und ein ausführliches englisches Summary beigegeben.

Insgesamt hat Schramm ein sicherlich nicht so schnell veraltendes Werk geschaffen, an dem momentan und künftighin niemand vorbeikommen wird, der sich mit der frühen Geschichte der ostslavischen Gebiete beschäftigen möchte. Eine solche Breite des Wissens und Kraft der historischen Synthese, wie Schramm sie mit dieser Monografie eindrucksvoll demonstriert, ist ein Glücksfall und wird auf den schwierigen Forschungsgegenstand, den er dabei behandelt, so schnell nicht wieder anzuwenden sein.

Bei so viel Lob soll ein wenig einschränkende Kritik nicht fehlen. Vertreter einer jüngeren Historiker- und Germanistengeneration, die es sich angewöhnt haben, begriffskritische Konzepte des *linguistic turn* in ihre (Re-)Konstruktion, Deutung und Darstellung historischer Ereignisse und Entwicklungen mit einzubeziehen, werden sicherlich skeptisch fragen, ob Begriffs-Konzepte wie „Mittelalter“, „schwedisch“ oder „Volk“, die Schramm in seiner Darstellung ganz unbefangen benutzt, auf die untersuchte Epoche und die historischen Befunde tatsächlich anwendbar sind. Hier wären an den entsprechenden Stellen einige problematisierende Kommentare hilfreich gewesen. Auch haben sich bei den Literaturtiteln in skandinavischen und ostseefinnischen Sprachen trotz ausdrücklich genannter skandinavistischer Hilfe leider allerlei orthografische und grammatikalische Fehler eingeschlichen, die bei einer hoffentlich zweiten Auflage tunlichst ausgebessert werden sollten. Diese beiden Punkte können die überragende Bedeutung dieses Werkes zur Vertiefung unserer *nota bene* lückenhaften und in vielerlei Aspekten unsicher bleibenden Kenntnisse über die Entstehung der Rus' allerdings nicht schmälern. „Altrußlands Anfang“ ist die Frucht eines Forscherlebens und wird gewiss länger als ein Forscherleben seinen Wert behalten.

Ralph Tuchtenhagen, Hamburg

Helmut Schaller, Der Nationalsozialismus und die slawische Welt. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2002, 320 S.

Der Verfasser beabsichtigt in diesem Buch, den negativen Einfluss der nationalsozialistischen Rassenideologie auf die „slawisch-deutschen Beziehungen“ anhand „weitgehend unbekanntem Quellenmaterials“ (S. 5) aufzuzeigen. Im Vordergrund steht dabei einmal mehr die Beteiligung deutscher Wissenschaftler am Nationalsozialismus. Während dieser Bereich in der Geschichtswissenschaft mittlerweile ausführlich erörtert wird, steht eine grundlegende Auseinandersetzung für die deutsche Slawistik noch aus. Wer freilich mit einer solchen Erwartung an Schallers Buch herantritt, wird – um es vorwegzunehmen – arg enttäuscht. Schaller setzt dabei keineswegs, wie etwa Martin Burkert,¹ zur Reinwaschung der Wissenschaft vom Vorwurf politischer Verstrickung an, sondern versucht, die Beteiligung der Historiker und Slawisten zu erörtern. Aber gut gemeint ist bekanntermaßen das Gegenteil von gut.

Die Gliederung des Buches in insgesamt neun Kapitel suggeriert eine Ordnung des Themas in die Ausgangslage deutsch-slawischer Beziehungen vor dem Ersten Weltkrieg, die Entwicklung der deutschen Osteuropaforschung und der nationalsozialistischen Rassenideologie sowie die konkreten Politiken gegen die slawischen Nationen und endet mit einem Blick auf die Folgen nach 1945. Allerdings macht bereits das einleitende Kapitel über „Deutsche und Slawen“ vor und nach dem Ersten Weltkrieg deutlich, dass der Leser einem umgestürzten Zettelkasten entgegentritt und bei dem Versuch, die zahlreichen Wiederholungen auszublenden und einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten und Stichworten herzustellen, vom Verfasser alleine gelassen wird. Es verschwimmen nicht nur die Grenzen zwischen den einzelnen Kapiteln, sondern vieles findet sich nicht dort, wo es der Leser erwarten dürfte.

Schon in der Einleitung geht der Verfasser dazu über, sich vor allem mit Historikern und Slawisten zu befassen. Er nennt zahlreiche Personen, Institutionen und Publikationen und zitiert ausgiebig. Auch

¹ Martin Burkert, *Die Ostwissenschaften im Dritten Reich. Teil 1: Zwischen Verbot und Duldung. Die schwierige Gratwanderung der Ostwissenschaften zwischen 1933 und 1939.* Wiesbaden 2000 (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte. 35).

der nicht eingeweihte Leser wird freilich über zahlreiche Ungenauigkeiten und Widersprüche stolpern. Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Bei zahlreichen Wissenschaftlern werden nur die Geburtsdaten angegeben, etwa bei Manfred Laubert, Walther Recke und Hermann Aubin, obwohl die Ermittlung der vollständigen Daten kein größeres Problem gewesen wäre. Darüber hinaus finden sich zahlreiche widersprüchliche Angaben auf engstem Raume; auf nur zwei Seiten etwa werden drei verschiedene Gründungsjahre für die Königliche Akademie in Posen genannt: 1903, 1905 und 1910 (S. 26 f.). Zur Publikationsstelle Dahlem heißt es auf S. 37, sie sei 1931 gegründet worden; auf der folgenden Seite liest man dann, ihr Gründungsdatum „zu Beginn der 30er Jahre“ sei nicht genau zu ermitteln, um dann (auf S. 132) 1932 als Gründungsdatum zu finden. Zudem bleiben wichtige Zusammenhänge im Dunkeln: Otto Hoetzschs Aktivitäten an der Königlichen Akademie werden nur in einem Nebensatz in der Skizzierung seiner Biografie, nicht aber im Zusammenhang mit der Posener Einrichtung erwähnt. Bei der Zeitschrift „Jomsburg“ vermisst man einen Hinweis auf ihre Herausgabe durch die Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft. Zudem finden sich manche Urteile, die zwischen Banalität und Fehleinschätzung oszillieren – so seien die Beiträge in der Zeitschrift „Jomsburg“ „einigermaßen objektiv“ (S. 16 f.) gewesen.

Wenn sich schon nach den ersten gelesenen Seiten der Eindruck aufdrängt, dass der Verfasser und seine im Vorwort dankend erwähnten Lektoren den Stoff nicht haben meistern können, dann verfestigt sich dieses Urteil bei der weiteren Lektüre des Buches zur Gewissheit. Um nur noch ein Beispiel anzuführen: Auf S. 111 wird in einem grauen Kasten ein Biogramm von Georg Leibbrandt geboten, ein zweites, ebenfalls grau unterlegt, findet sich auf S. 229; die Quellenangaben sind in beiden Fällen identisch, freilich differieren die biografischen Angaben. Ähnliche Biogramme gelten unter anderen den Reichskommissaren für das „Ostland“ und die Ukraine, Hinrich Lohse und Erich Koch. Bei Lohse wird aber gerade seine Funktion als Reichskommissar dort nicht erwähnt, sondern findet sich im benachbarten fortlaufenden Text. Weitere Details vorzulegen, seien dem Verfasser wie den Lesern erspart.

Abschließend mag man die Frage stellen, ob dem Buch denn Aufschlüsse zu entnehmen sind. An der einen oder anderen Stelle mag das der Fall sein, etwa zu Houston Stuart Chamberlain und Bayreuth. Allerdings bleiben selbst die Angaben zur Slawistik, der Disziplin des Verfassers, fragmentarisch, auch findet sich Wilhelm Zeils Buch über

die Slawistik in Deutschland² nicht im Literaturverzeichnis, das ebenfalls einen ungeordneten Eindruck hinterlässt. Mehr als Zufallsfunde kann die Lektüre kaum bieten; für die Erkenntnis systematischer Zusammenhänge ist das Buch nicht zu gebrauchen. Interessant sind allenfalls die dargebotenen Zitate aus bundesrepublikanischen „Antislawen“-Traktaten; freilich handelt es sich bei ihnen eher um Kuriosa denn um ernstzunehmende Publizistik.

Wenn man versucht, die Absicht zu rekonstruieren, die den Verfasser bei der Niederschrift des vorliegenden Buches geleitet hat, dann wäre zu nennen: zum einen die Prägung der nationalsozialistischen Ideologen durch den Rassegedanken aufzuzeigen, der – anders als die preußische Polenpolitik – die „Germanisierung“ der slawischen Nationen ausschloss, und zum anderen die Mitwirkung der deutschen Osteuropawissenschaft zu erörtern. Beide Ansätze sind freilich keineswegs neu, und gerade im Hinblick auf die Rasseideologie bleibt auch zu fragen, inwieweit – jenseits der Vernichtungspolitik gegenüber der jüdischen Bevölkerung – ideologische Prädispositionen und die praktizierte Okkupationspolitik gegenüber den osteuropäischen Nationen nicht voneinander abwichen. Offensichtlich wurden die slawischen Nationen vor allem in ideologischen Schriften als Einheit betrachtet. Das Thema des Buches hätte eine sorgfältigere Abhandlung wahrhaft verdient.

Jörg Hackmann, Greifswald

Russische und Ukrainische Geschichte vom 16.–18. Jahrhundert, hrsg. v. Robert O. Crummey, Holm Sundhaussen u. Ricarda Vulpius. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2001, 336 S. (Forschungen zur Osteuropäischen Geschichte. 58).

Hans-Joachim Torke, dem Osteuropa-Historiker der Freien Universität Berlin, sollte eine Festschrift zum 60. Geburtstag gelten, die nun wegen seines Todes am 15. Januar 2000 zu einer Gedenkschrift wurde.

² Wilhelm Zeil, *Slawistik in Deutschland. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945*. Köln (u.a.) 1994 (Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen NF. 9).

Neben anderen Interessen hat sich Torke intensiv mit seinem „geliebten 17. Jahrhundert“ befasst, einer Zeit, die seiner Meinung nach in der Geschichte Russlands zu Unrecht vernachlässigt worden sei und in der er – anders als diejenigen, die in den spektakulären Reformen Peters den voluntaristischen Modernisierungsschritt vermuten – einen wichtigen, bereits der „Moderne“ zurechenbaren Zeitraum zu erblicken meinte.

Die Herausgeber waren daher wohl beraten, den Sammelband inhaltlich einzuschränken und so – auch wenn die Wendung „vom 16.–18. Jahrhundert“ im Titel wenig sprachliches Feingefühl verrät – einen lesbaren und interessanten Überblick über einige der frühneuzeitlichen Forschungskontroversen vorzulegen.

Sie konnten den russischen, englischen und deutschen Artikeln einen bislang unpublizierten Text von Torke selber aus dem Jahre 1998 über die „Bedeutung des 17. Jahrhunderts“ voranstellen, der quasi eine Summa seiner Thesen darstellt: Eine neue Dynastie, neue Grenzen, eine neue Sozialstruktur durch die Schollenbindung, neue wirtschaftliche Aspekte und Schritte zur Säkularisierung machten es ihm möglich, von einem „beginning of modern times“ (S. 20) zu sprechen.

Torque hat mit seinem Buch über die „staatsbedingte Gesellschaft“ 1974 seinen Platz in der Standardliteratur gefunden. Umso erfreulicher ist es, dass dieser Begriff, der ein wenig formalisiertes Verhältnis zwischen dem Zaren und der *zemlja* ausdrücken sollte und gerade wegen der schwachen Aussage in der angelsächsischen Literatur in allen möglichen Varianten (*state-conditioned*, *state-dependent*, *state-controlled*) wiedergegeben wurde, von einem der Herausgeber (Robert O. Crumme) kritisch untersucht wird. Er favorisiert die erste Übersetzungsversion, ist aber vorsichtig genug zu erkennen, dass dadurch eine so nicht vorhandene „Autonomie von Mitgliedern der Moskauer Gesellschaft“, deren Wirkungsebene durch das Bedürfnis des Staates erst geschaffen worden sei, überbetont werde. Torke wollte bewusst diesen Begriff als Spezifikum stehen lassen, um in der vorständischen Gesellschaft eine „Autokratie im Dialog“ zu qualifizieren. In dieser Richtung sieht auch A.P. Pavlov in dem russischen System ein „prinzipiell anderes Modell“ (S. 39) als in den ständischen Gesellschaften Westeuropas.

Einen ähnlichen Streit, diesmal zwischen Torke und Werner Philipp um den Übergangscharakter des 17. Jahrhunderts in der Kirchengeschichte, kommentiert Wolfram von Scheliha – und auch er erkennt in der Patriarchatsperiode „grundlegende neuzeitliche Entwicklungen“ (S. 197).

Eine Vielzahl der anderen Beiträge behandelt Einzelaspekte, die für sich genommen nahezu durchweg spannend zu lesen sind. Der Beitrag von David Goldfrank über die Bedeutung von *Despotismus* ist ein wertvoller Ansatz, um in der Komparatistik nicht über missverständliches Vokabular zu stolpern. Und ähnlich intelligent ist E.V. Anisimovs kritischer Artikel über Peters „Recht, ohne Recht zu regieren“, für das er seine Autokratie dem Zufall ausgesetzt habe.

Alternativen zur Moskauer Autokratie sah die Forschung traditionell in den Veče-Städten Novgorod und Pskov; Carsten Goehrke untersucht daraufhin Vjatka, das auch immer mal wieder als Alternative zu Moskau angeführt wurde. Das Ergebnis ist „diffus (...) und schillernd (...)“ (S. 78): Es habe keine klaren politischen Strukturen gegeben, sondern offenbar kosakenähnliche „freie Bauernkrieger mit einer fluktuierenden Elite an der Spitze und im Bunde mit anderen Ethnien“ (S. 78).

Beiträge über Entscheidungsprozesse (Peter B. Brown), Selbstjustiz (Nancy S. Kollmann) und Versuche mit einer höchsten Gerichtsbarkeit (P.V. Sedov) leuchten den Aufbau des frühneuzeitlichen russischen Staates aus. Valerie Kivelson hat einen Aufsatz über den Freiheitsbegriff in Russland eingesandt, der überaus spannend die Unsicherheit thematisiert, die für so viele von „unauthorized newcomers“ (S. 115) ausging, und in der Sicherheit der Abhängigkeit einen legitimen Gegenentwurf zum gleichzeitigen Freiheitswillen diagnostiziert. Zu Recht erhofft sie sich, man möge mit den komplexen Kategorien nuancierter als bisher umgehen.

Einen ähnlich fundamentalen Wandel bildet Martin Austs Beitrag ab. Entgegen den Thesen Norbert Elias' zur Zivilisierung und den konventionellen Konzepten einer frühneuzeitlichen sozialen Disziplinierung regt er an, eher von einer Rücknahme staatlicher Regulierungsansprüche in der Zeit Katharinas II. zu sprechen. Einvernehmliche Lösungen von Landstreitigkeiten sind sein Maßstab, und in dieser Hinsicht stellt er die „Unzulänglichkeit des Begriffs der Disziplinierung“ (S. 132) fest. Die entgegengesetzte Entwicklung – allerdings für das Jahrhundert davor und deshalb nicht im Widerspruch zu Aust – stellt Daniel H. Kaiser mit dem Einbrechen der Gerichtsbarkeit in die Hausverhältnisse fest. Weitere Themen aus dem Kontext der sozialen Verhältnisse sind die Kritikmöglichkeiten (Maureen Perrie) nach oben und Frauen in der Rolle von Stifterinnen (A.M. Kleimola).

Die im Titel des Bandes auftauchende Ukrainische Geschichte ist eher unterrepräsentiert. Frank E. Sysyn versucht aus dem *Dijstvie* des Hryhorij Hrabjanka, einer zwischen 1670 und 1720 verfassten,

mehr dichterischen als historischen Abhandlung über Bohdan Chmel'nyc'kyj, historische Informationen zu deduzieren. Die sicherlich interessanteste ist die Erkenntnis, dass die „Kleinrussen“ unter demselben Zar wie die „Großrussen“ lebten, aber keinen Widerspruch darin sahen, dass bei ihnen ein anderes politisch-soziales Gefüge herrschte. Andreas Kappeler untersucht die ersten Jahrgänge der ab 1882 erschienenen „Kievskaja Starina“, in der, wie er es so schön ausdrückt, zwar „nicht das Modell eines neuen [ukrainischen] Geschichtsgebäudes,“ wohl aber „zahlreiche, meist kleine Bausteine für einen künftigen Bau“ (S. 256) in Gestalt von „Nationalhelden“, Elementen einer „Hochkultur“ und der Umwertung der Kosaken zusammengetragen wurden.

Gegen Ende des Bandes stellt Stefan Troebst dann die Versuche dar, den schwedischen Orienthandel im 17. Jahrhundert über Russland laufen zu lassen, und Klaus Zernack sucht nach den „östlichen Grenzen Ostmitteleuropas“ und ordnet zu diesem Zweck „einige markante Punkte struktureller Unterschiede“ (S. 327).

Torkes Vorliebe für das 17. Jahrhundert kann man nach der Lektüre des Bandes durchaus verstehen – ungeachtet dessen, ob man nun alle kategorisierenden Vorschläge übernehmen mag. Schade nur, dass es eine Gedenkschrift wurde.

Frank Golczewski, Hamburg

Studienhandbuch Östliches Europa. Bd. 2: Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion, hrsg. v. Thomas M. Bohn u. Dietmar Neutatz. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2002, 539 S., 6 farbige Faltkarten (Böhlau-Studienbücher: Grundlagen des Studiums).

Der anzuzeigende Band bildet die Fortsetzung zum bereits besprochenen Bd. 1 des Studienhandbuchs, das die „Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas“ thematisiert (Nordost-Archiv N.F. IX [2000], H. 1, S. 227-235). Gleichwohl unterscheidet er sich in Ansatz und Ausführung erheblich von seinem Vorgänger.

Gleich auf den ersten Blick sympathisch ist der bewusst abgelehnte „Alleinvertretungsanspruch“. Der Band will explizit als Ergänzung zu den bewährten vorhandenen Nachschlagewerken, darunter die Lexika

der Geschichte Russlands bzw. der Sowjetunion und die Einführung in die Geschichte Russlands von Hans-Joachim Torke, verstanden werden. Zugleich macht er sich die dort bereits geleisteten Vorarbeiten zunutze und zeigt darauf aufbauend „neue Perspektiven und Interpretationen“ (S. VIII) auf. Bewusst haben die Herausgeber zu diesem Zweck zahlreiche jüngere Historikerinnen und Historiker zur Mitarbeit motiviert.

In Abschnitt I werden in 15 Einzeldarstellungen die „Grundlagen“ erläutert (S. 1-150). Darunter werden Ausführungen zur Quellenkunde oder zur Historiografie ebenso gefasst wie Beiträge zu den Themenbereichen Demografie, Gesellschaft, Staat, Kunst, Bildung oder Außenpolitik. Sechs Beiträge arbeiten die Besonderheiten der einzelnen „Epochen“ (Abschnitt II) von der Kiever Rus' bis zur Perestrojka heraus (S. 151-202).

Die elf Beiträge des Abschnitts III „Probleme und Interpretationen“ (S. 203-288) stellen anhand ausgewählter Themenbereiche strittige Forschungsfragen und Konzeptionalisierungen der russischen bzw. sowjetischen Geschichte vor. Mitunter erscheint die Abgrenzung dieser Beiträge gegenüber den Darstellungen in Abschnitt I nicht völlig schlüssig. So zeigt z.B. der Beitrag zum Thema „Geschlechter, Familie“ (S. 62-71) in Abschnitt I durchaus eine Vielzahl offener Forschungsfragen auf. Zugleich sind manche Beiträge des Abschnitts III stärker deskriptiv als erwartet, andere wiederum sehr stark von eigener Interpretation beherrscht. Erschöpfend will und kann das Handbuch jedoch nicht sein, und insgesamt betrachtet ist es gerade die den Autorinnen und Autoren der einzelnen Beiträge zugestandene individuelle Note, die den Reiz des Bandes ausmacht, ohne die umfassende, nach Repräsentativität strebende Gesamtkonzeption zu stören.

Abschnitt IV befasst sich mit den ausgewählten „Großregionen“ Kaukasien, Mittelasien, Nordrussland, Sibirien, Ukraine, Ural, Weißrussland, der Wolgaregion und dem Zentralen Schwarzerdegebiet (S. 289-356). Das regionale Prinzip haben die Herausgeber bewusst anders umgesetzt, als dies im ersten Band des Handbuchs geschehen ist, und die Verfasser der Einzelbeiträge jeweils das Russische Reich bzw. die Sowjetunion möglichst als Ganzes in den Blick nehmen lassen. Hier werden nun „Länder und Länderkomplexe“ betrachtet, „die historisch und kulturell ein Eigenleben führten und inzwischen die staatliche Selbständigkeit erlangten“, sowie „fünf Regionen des eigentlichen Rußland, die als solche eine Sonderrolle spielten“ (S. IX). Bedauerlicherweise wurden Lettland, Estland und Litauen von Band 1 des Studienhandbuchs „vereinnahmt“. Der Leser wird dadurch mit

der Frage alleine gelassen, ob diese Staaten etwa nicht zur Sowjetunion gehört hätten. Immerhin werden „Balten“ und „Finno-Ugrier“ im sich anschließenden Abschnitt V über „Nationalitäten, Minderheiten, Gruppen“ (S. 357-432) abgehandelt. In diplomatisch wertvoller Manier, d.h. in alphabetischer Reihenfolge, werden dort „Nationalitäten und wichtige Sondergruppen“ vorgestellt. Dabei finden auch soziale Gruppen wie die Kosaken oder religiös definierte Gemeinschaften wie Juden und Altgläubige eigens Berücksichtigung.

Wie es sich für ein Handbuch geziemt, bietet ein umfangreicher Anhang zahlreiche Serviceangebote. Dazu gehört eine „Studienbibliothek“ (S. 435-461), die gemeinsam mit den Literaturhinweisen zu den Einzelbeiträgen einen schnellen Zugriff auf die grundlegende Forschungsliteratur sowie auf die wichtigsten Quellen, Gesamtdarstellungen und Zeitschriften ermöglicht. Auf den folgenden Seiten werden einschlägige Forschungseinrichtungen in deutschsprachigen Ländern, Russland, Weißrussland und der Ukraine (S. 462-474) unter Angabe der aktuellen Telefon- und Faxverbindungen sowie E-Mail-Adressen vorgestellt. Wenn auch nicht von bleibendem Informationswert, so doch zeitnah umso nützlicher ist eine Zusammenstellung der „World Wide Web Ressourcen“ (S. 475-481). Sie umfasst Internetadressen, die, ergänzend zum ersten Band des Studienhandbuchs, auch Angebote zur Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas miteinbeziehen. Im Einzelnen werden Adressen von allgemeinen Portalen und Netzwerken, Archiven, Bibliotheken, Forschungseinrichtungen, Museen, Organisationen, wissenschaftlichen Vereinigungen und Fachzeitschriften im In- und Ausland aufgelistet. Erfreulicherweise sind dem Anhang noch übersichtliche Transliterationstabellen (S. 482-488) sowie eine Tabelle der Nationalitätengruppen im Russischen Reich und der Sowjetunion (S. 489-493) beigegeben. Ein Glossar und Sachregister (S. 494-520), ein Ortsregister mit Ortsnamensynopse (S. 521 ff.) sowie ein Personenregister (S. 524-531) erleichtern die Orientierung. Sechs farbige Faltkarten illustrieren die räumliche Entwicklung. Karte 1 vergegenwärtigt das Kiever Reich um 1000, Karte 2 „Rußland von 1462 bis 1917“ und Karte 3 die politische Gliederung der Sowjetunion im Zeitraum 1939-1989. Die Karten 4 bis 6 beleuchten zusätzlich die „Völker der Sowjetunion“, die Wirtschaftsentwicklung 1917-1990 sowie die „Bevölkerung und Verstädterung der Sowjetunion 1917-1990“.

Die selbst gesetzten Aufgaben, einerseits Basisinformationen zu liefern und andererseits zentrale Forschungsprobleme zu diskutieren, wurden virtuos gelöst. Geschuldet ist dies wohl nicht zuletzt der

„innovativen“ Arbeitsweise aller Beteiligten. Die Herausgeber legten nicht nur Wert darauf, „Vertreterinnen und Vertreter aller Lehrstühle und entsprechender Forschungseinrichtungen im deutschsprachigen Raum“ (S. IX) einzubeziehen. Darüber hinaus ermöglichte es ein „mehrstufiges“ Korrekturleseverfahren, bei aller Individualität in der Gestaltung der Einzelbeiträge die für ein Handbuch erforderliche Homogenität nicht nur durch die Ergänzung von Querverweisen herzustellen. Bedauerlich ist allerdings der überdeutliche neuzeitliche bzw. zeitgeschichtliche Akzent.

„Das östliche Europa ist wieder lebendig geworden“. Mit diesem Satz leiten die Herausgeber ihr Vorwort ein. Nach der Lektüre des Handbuchs möchte man mit derselben Bemerkung schließen.

Sabine Dumschat, Berlin

Wege der Kommunikation in der Geschichte Osteuropas, hrsg. v. Nada Boškova, Peter Collmer, Seraina Gilly, Rudolf Mumenthaler u. Christophe von Werdt. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2002, 525 S.

Kollegen und Kolleginnen, Schülerinnen und Schüler haben den vorliegenden Band dem Züricher Osteuropahistoriker Carsten Goehrke als Festschrift zum 65. Geburtstag gewidmet. Unterteilt in sechs größere Abschnitte, versammelt die Festgabe Beiträge zu Art und Umfang, zu Formen und Funktionsweise von Kommunikation im weitesten Sinne. Geografisch erstreckt sich das hier eröffnete Untersuchungsfeld von Russland bis nach Südosteuropa, d.h. von St. Petersburg und Kiev bis Dubrovnik und zu den Thermopylen, und zeitlich von den Anfängen der Kiever Rus' bis in die Gegenwart hinein. Die Vielfalt und Vielzahl der dabei untersuchten und vorgestellten Medien, Orte, Personen, Ereignisse und Prozesse unterstreichen zudem die weit gespannte Auffassung der Herausgeber von Kommunikation bzw. Kommunikationsgeschichte. Sie verstehen Kommunikation nicht nur als Verständigung und Übermittlung von Bedeutung bzw. Information, sondern in Anlehnung an Niklas Luhmann als „die soziale Operation schlechthin“ (S. XV), da sich Gesellschaft als ein Kommunikationssystem definieren lasse, das für seine Teilhabenden Sinn und Identität konstruiere. Daher, so Christophe von Werdt in seinem einleitenden „Kommunikat“ weiter, analysiere die Kommunika-

tionsgeschichte interpersonale oder gesellschaftliche Kommunikationsprozesse oder auch Teilbereiche davon unter historischem Aspekt. Welche Probleme dabei beim Decodieren von Kommunikationsprozessen für Historiker und Historikerinnen auftauchen, wird angedeutet und u.a. durch den Hinweis auf die „fundamentale (...) ‚Andersartigkeit der Vergangenheit‘“ (S. XVIII) adäquat beschrieben. Nur, so neu ist dies alles nicht. Dass sich die Geschichtswissenschaft immer wieder neue Untersuchungsfelder sucht und ihre Methodologie Revisionen unterzieht, gehört zum Selbstverständnis des Faches. Dabei immer gleich von kulturologischer Wende und anderen Umbrüchen zu sprechen, ist doch manchmal des Guten zu viel. Dessen ungeachtet ist die auch mit vorliegender Festschrift intendierte Themen- und Methodenerweiterung uneingeschränkt zu begrüßen.

Der erste Teilabschnitt des Buches: „Symbolische Medien“ besteht aus drei recht unterschiedlichen Beiträgen. Arié Malz beleuchtet die Rolle des heiligen Blasius als Kommunikationsfigur zwischen Oberschicht und Unterschicht in der Republik Ragusa. Die Verfasserin zeigt den Heiligenkult in seinen verschiedenen Rezeptionsformen, dessen vielfältige mediale Materialisierungen als Kommunikations- und Herrschaftsinstrument der Obrigkeit bis zum Ende der Stadtrepublik. Vor allem in der Endphase half der Blasius-Mythos, das Defizit einer territorialen Gesamtöffentlichkeit im Wechselspiel zwischen Stadt und Land zu bemänteln, lautet eine der in dieser eindrucksvollen Abhandlung gewonnenen Erkenntnisse. Clemens P. Sidorko folgt mit seinem Aufsatz „Der Elefant Peters des Grossen – Gesandtschaftsgeschenke als Instrument diplomatischer Kommunikation“. Er zeigt, wie ungeschriebene Regularien, aber auch bestimmte Rituale das russische Gesandtschaftswesen bestimmten, wobei vor allem Umfang und Qualität der Präsente zu Erfolg oder Misserfolg der Missionen beitrugen. Sidorkos komparativer Ansatz, der auch die Usancen an westeuropäischen und orientalischen Höfen mit einbezieht, erlaubt durchaus aufschlussreiche Einblicke. Ob jedoch seine Einschätzung stimmt, dass sich unter Peter der Epochenwandel auch im Gesandtschaftswesen spiegelte, darf durchaus bezweifelt werden, denn im Westen produzierte Luxus- und Manufakturwaren gehörten auch schon im 17. Jahrhundert zu den von russischen Diplomaten überreichten „Geschenken“. „Die Kinderzeichnung als historische Quelle, gezeigt an Beispielen aus Estland und Kosovo“ untersucht Seraina Gilly. Sie versucht damit zu demonstrieren, dass auch die weibliche „Hälfte der Menschheit“ ihre eigenen Quellen habe, um die sich die historische Kritik bisher zu wenig gekümmert habe. Den in

Kinderzeichnungen unbewusst übermittelten Signalen und Botschaften komme ein höherer Wahrheitsgehalt zu als reflektierten Aussagen von Erwachsenen, was so verstanden sicherlich richtig ist. Warum die Autorin aber meint, die in diesen Zeichnungen zum Ausdruck kommende Subjektivität sei Historikerinnen und Historikern eher suspekt, weshalb sie diese Quellengattung auch vernachlässigten, ist nicht ganz verständlich. Dies scheint von ihr allerdings auch eher appellativ und als Denkanstoß gedacht zu sein, was aller Ehren wert ist.

„Massenmedien und Öffentlichkeiten“ ist der zweite Teil des Bandes überschrieben. Aus der Feder von Andreas Kappeler stammt hier eine dichte Studie: „Nationale Kommunikation unter erschwerten Bedingungen. Die Zeitschrift *Kievskaja Starina* (1882–1891/1906) als Organ der ukrainischen Nationalbewegung im Zarenreich“. In ihr wird die Entstehung der Publikation und ihre Funktion als „Vehikel nationaler Kommunikation“ der Ukrainer unter den komplizierten innenpolitischen Bedingungen des Russländischen Kaiserreiches analysiert und die zentrale Rolle dieses Mediums für die „nationale Mobilisierung breiter Kreise der ukrainischen Gesellschaft“ (S. 100) charakterisiert. Der Leser findet hier aber noch mehr, denn Kappeler hat mit dieser Studie auch einen konzisen Abriss der ukrainischen Ideengeschichte und deren prominenter Träger in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geliefert. In seinem Beitrag „Media Explosions‘ in Modern Russian History“ geht John Keep dem Auf und Ab in der Presse-landschaft Russlands bzw. der Sowjetunion zwischen 1905 und dem Ende der Sowjetunion nach. Er analysiert die Funktionsweise der staatlichen Zensur und die gegen diese ergriffenen Strategien, um dann Themenkanon, Zirkulation und Auflagezahlen in Korrelation mit politischen Konjunkturen und Epochenwenden zu untersuchen und die jeweiligen Unterschiede deutlich zu machen. Dass Meinungsfreiheit in Russland vor allem auch von der Existenz finanziell gesunder Medieninstitutionen abhängig ist, belegen seine pointierten Ausführungen. Entstehung, Konzept und Bedeutung der Samizdat-Aktivitäten zeigt im Weiteren Erich Bryner am Beispiel der russischen Zeitschriften „Veče“, „Chronika tekuščich sobytij“ sowie der „Chronik der litauischen katholischen Kirche“ und der (litauischen) „Aušra“, während Daniel C. Schmidt in einem Überblick die 1968 in der Schweiz gegründete tschechoslowakische Exilzeitschrift „Zpravodaj“ behandelt, dabei aber auch auf Struktur und Erscheinungsdauer der tschechoslowakischen Exilpresse in der Schweiz seit 1947 eingeht.

Der Abschnitt „Kommunikation und politische Macht“ ist zeitlich weit gespannt und thematisch sehr breit angelegt. Stefan Rohdewalds terminologische Studie „i stvoritsa mir‘. Friede als Kommunikationselement in der Rus’ (10.–12. Jahrhundert) und im spätmittelalterlichen Novgorod“ beleuchtet die sich wandelnde Semantik des Begriffes in unterschiedlichen zeitlichen und räumlichen Handlungskontexten – von der ursprünglichen Bedeutung als Waffenruhe im engeren Sinne bis hin zum Gebrauch als Mittel dauerhafter Herrschaftsordnung. Peter Collmer veranschaulicht in seiner Abhandlung „Kommunikation an der Peripherie des zarischen Herrschaftsapparats“ den wenig professionellen Umgang des russischen Militärattachés Dmitrij Romejko-Gurko in Bern mit seinen Geheimagenten 1912/13. Deren Aktivitäten belegen Collmers Einschätzung, dass „die russischen Militärattachés im Ausland (nicht nur geographisch betrachtet; R.A. M.) als Grenzfiguren der Zarenmacht gelten“ (S. 197) konnten. Nicht leicht hatte es auch der offizielle Korrespondent des 1929 in Skopje eröffneten jugoslawischen Informationsdienstes, wie im nachfolgenden Beitrag Nada Boškova belegt. Denn sie beleuchtet in ihren Ausführungen die Defizite der staatlichen Öffentlichkeitskontrolle im Jugoslawien der 1930er Jahre am Beispiel des zentralen Pressebüros in Vardar-Makedonien, und dies – wie auch P. Collmer – mit viel Liebe zum Detail. Dass Chruščev als Redner einen ganz eigenen Stil entwickelte, der von Spontaneität, Metaphernreichtum, Humor und vielen volksnah-derben Formulierungen geprägt war, wird dem Leser im Beitrag von Daniel Weiss „Personalstile im Sowjetsystem? Stalin und Chruščev im Vergleich“ sehr bildhaft vor Augen geführt. Abgeschlossen wird dieser Abschnitt zudem mit einer politologischen Studie zum „Sowjetföderalismus als Transformationshindernis. Zur Rolle des Rechts im Zentrum-Peripherie-Konflikt in der Sowjetunion und Russland seit Mitte der achtziger Jahre“, in der Stephan Wiederkehr die Akteure im Spannungsfeld zwischen der Theorie von *rule of law* und der Praxis von *rule by law* gefangen sieht, sowie einer Darstellung der vielfältigen Versuche der russländischen Staatsführung, eine post-sowjetische Identität zu schaffen, um damit Russlands Selbstbild als Großmacht ideologisch zu unterfüttern. Die diesbezüglichen Bemühungen geistig-ideologischer Natur werden von Christiane Uhlig, die dazu auch Staatselemente, Architektur und nationale Gedenkstätten analysiert hat, als Kompensationsversuche vor dem Hintergrund der Russland weiter belastenden gesellschaftlichen Transformationsfolgen dargestellt.

Im vierten Teil des Buches sind „Menschen und Orte des Austausches“ Gegenstand der Darstellungen. In dem Beitrag „Kommunikation außerhalb der Norm“ skizziert Gabriele Scheidegger den strafrechtlichen Umgang mit Kindern und Irren in altrussischen Quellen. Zwar liefern diese nur sporadische Informationen, erlauben aber den Schluss, dass „Geisteskrankheit oder kindliche Unreife (...) offensichtlich nicht als strafmildernde Faktoren anerkannt“ (S. 321) wurden. Unter der Überschrift „Kommunikation im Shtetl. Eine Annäherung an jüdisches Leben in Osteuropa zwischen 1850 und 1930“ liefert Heiko Haumann vor allem Einblicke in das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden, wobei er mit viel Einfühlungsvermögen Begegnungssituationen und Orte beschreibt und das Bild vermeintlich homogener Geschlossenheit der jüdischen Gemeinschaft gegenüber der Außenwelt korrigiert. Er hat dafür nicht nur die einschlägige Fachliteratur und umfangreiches Quellenmaterial, sondern auch literarische Bearbeitungen und die bildende Kunst ausgewertet, was ihm ergänzende Einblicke erlaubt, seiner Darstellung aber auch Farbe und Eindringlichkeit verleiht. Dem folgen Beiträge von Eva Maeder und Roman Bühler. Erstere beschreibt das engagierte Wirken des Schweizer Pastors der deutsch-reformierten Gemeinde von St. Petersburg, Johannes von Muralt, zwischen Zarenhof und Schweizer Kolonie, und Bühler schildert Entstehung sowie gesellschaftliche und kulturhistorische Bedeutung des St. Petersburger Literatencafés am Nevskij prospekt 18. Margrit Wernli befasst sich mit den „Bibliotheken im Russischen Reich“. Sie beginnt mit einer Beschreibung der international renommierten Bibliothek der Akademie der Wissenschaften und deren prominenten Besuchern, um dann noch einen Blick auf die Entwicklung des Moskauer Bibliothekswesens im 19. Jahrhundert zu werfen. Unter der Überschrift „Kommunikation in der Fremde“ skizziert Rudolf Mumenthaler schließlich Kontaktpflege und Korrespondenzgewohnheiten Schweizer Wissenschaftler am Rigaer Polytechnikum im 19. Jahrhundert und geht dabei auch auf die wachsende Bedeutung von Zeitungen und Fachzeitschriften als wissenschaftlichen Kommunikationsmedien gegen Ende des Jahrhunderts ein.

Die abschließenden Kapitel des Bandes sind der „Literarischen Kommunikation“ und dem Verkehrssektor gewidmet. „Das Land der sprachlosen Ebenen zum Sprechen zu bringen. Über öffentlichen und privaten Vortrag von Dichtung in Russland“ lautet Peter Brangs facettenreiche Studie, in der er einen weiten Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Sowjetzeit schlägt. Es geht ihm um die Frage, inwieweit für die Förderung der Deklamationskunst und des Rezitationsunterrichts mit

politisch-gesellschaftlichen Argumenten geworben wurde und dies in Wechselwirkung mit dem politischen Leben stand. Dabei gelingt es ihm, den Umgang mit dieser Kunst in den einzelnen Epochen und eingebettet in die spezifischen Zeitumstände auf luzide Weise darzustellen. Jochen-Ulrich Peters Beitrag „Die kommunikative Bedeutung eines Mythos. Die Darstellung St. Petersburgs in der Lyrik von Osip Mandel'stam, Anna Achmatova und Iosif Brodskij“ macht die Unterschiede in Bewertung und Perzeption des mythischen Orts St. Petersburg in den Werken der genannten Autoren deutlich, wobei im Falle Brodskijs natürlich auch die zeitliche Distanz, die ihn von den erstgenannten trennt, eine Rolle spielt. Dessen ungeachtet sieht er aber in der „Überzeugung von der die Zeit überdauernden kommunikativen Bedeutung der Kunst im allgemeinen und der Poesie insbesondere“ (S. 472), d.h. in der Poetisierung der alten Hauptstadt St. Petersburg zwischen Geschichte und Moderne, das Element, das Brodskij mit Mandel'stam und der Achmatova verbindet.

Zur Sphäre des ausgesprochen Prosaischen gehören dagegen Projekte der Verkehrsinfrastruktur bzw. Kommunikationslinien im technisch-praktischen Sinn des Wortes. Solche sind Gegenstand zweier Abhandlungen im letzten Abschnitt. Unter der Überschrift „Pferde, Schiffe und eiserne Träume. Die Verkehrsinfrastruktur Kroatiens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Rolle Baron Lazar Hellenbachs in der Eisenbahnfrage“ beschreibt Anna Pia Maissen die vergeblichen Bemühungen der Kroaten, die wichtigsten Verkehrsadern ihres Landes zu verbessern, zu erweitern und vor allem ein ihren Interessen dienendes Eisenbahnnetz zu schaffen. Wie die zahlreich entworfenen Projekte letztlich aber an den eifersüchtig gewährten Eigeninteressen Wiens und Pest's sowie an den zwischen Österreich und Ungarn einerseits, zwischen Ungarn und Kroatien andererseits herrschenden Animositäten gescheitert sind und welche Rolle der Sabor-Abgeordnete Hellenbach, „der originellste Denker der damaligen Zeit in Kroatien“ (S. 488), dabei spielte, wird von der Autorin sehr anschaulich geschildert. Ein bisher von der Forschung wenig beachtetes Thema: „Die Thermopylen – das Nadelöhr der Kommunikation im mittelalterlichen Griechenland“ hat mit Paul M. Strässle einen engagierten Bearbeiter gefunden. In einer konzisen Studie analysiert er die topografischen, klimatischen, taktisch-operativen und fortifikationstechnischen Bedingungen und Aspekte dieser Gebirgspassage und hebt die verkehrsgeografische Bedeutung hervor, welche die Thermopylen wie ihre Umgehung „als das eigentliche Tor

Mittelgriechenlands“ (S. 525) auch noch in byzantinischer Zeit für Truppenbewegungen, Invasoren und Händler besaßen.

Die vom Verlag repräsentativ gestaltete Festschrift ist durch zahlreiche Abbildungen und Fotos aufgelockert, umfasst allerdings kein Register. Die einzelnen Beiträge sind zudem nach Art und Umfang erwartungsgemäß sehr unterschiedlich. Sie reichen von eher skizzenhaften Abrissen bis hin zu faktendichten Analysen und Abhandlungen und basieren zum Teil auf intensiven Archivrecherchen. In nicht wenigen wird thematisch wie methodisch Neuland betreten, nach neuen Blickwinkeln und Perspektiven gesucht, die Nachahmer finden sollten. Die Fachleute werden nicht zuletzt auch sehr nützliche Anregungen finden, da in einzelnen Texten auch Forschungslücken deutlich gemacht sowie Ansätze und Richtungen für weitergehende Untersuchungen gezeigt werden. Ungeachtet der bunten Themenvielfalt und der Verschiedenheit der angewandten Methodik hält sie der Subtext des Kommunikativen zusammen, aber auch das Bemühen, durch Anschaulichkeit und narrative Elemente den Leser zu gewinnen.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

Frank Golczewski, Gertrud Pickhan, Russischer Nationalismus. Die russische Idee im 19. und 20. Jahrhundert. Darstellung und Texte. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1998, 308 S. (Sammlung Vandenhoeck).

Wer kann ehrlich von sich behaupten, nicht erstaunt gewesen zu sein angesichts des bunten Spektrums an politischen Konzepten, die sich nach dem Zerfall der Sowjetunion in den auseinanderstrebenden Regionen Osteuropas artikulierten? Das Erstaunen selbst einer Vielzahl von Osteuropahistorikern über die massive Präsenz russischer Nationalisten verschiedenster „Spielarten“ erweist sich als ein weiteres Beispiel dafür, wie stark die dominante, schwarz-weiß gefärbte Propaganda des Kalten Krieges den Blick auf die Realia getrübt hat. Nur wenige Beobachter des Geschehens dürften sicherlich für sich in Anspruch nehmen, zuvor durch den Nebel politisch eindeutig zu eindimensionalen Denkens das beträchtliche Potenzial an nationalistisch geprägtem Gedankengut in den Schriften und Äußerungen von sowjetischen Offiziellen oder gar von Emigranten und Dissidenten, auf das

in moderner Zeit mühelos rekuriert werden kann, in seiner gesamten Komplexität wahr- und ernstgenommen zu haben.

Das bedrohliche Aufflammen des vermeintlich „neuen“, speziell des russischen Nationalismus nahmen die Verfasser des anzuzeigenden Bandes zum Anlass, die geistesgeschichtliche Entwicklung dieses Phänomens zu hinterfragen. Im Zentrum ihrer Publikation stehen 39 Quellentexte (S. 127-275), die sich als repräsentative Auswahl verstehen und Meilensteine in der programmatischen Genese nationalistischer Denkmodelle markieren. Bei Nikolaj M. Karamzins „Schrift über das alte und neue Russland“ von 1811 beginnend und mit Vladimir Žirinovskijs Beitrag „Die Politik der Zerstörung endet immer mit gewöhnlicher Dieberei“ aus dem Jahre 1992 schließend, bieten die Verfasser reiches Material, das weit über das erklärte Ziel hinausgeht, nur zur Analyse der russischen Gegenwart unterstützend beizutragen. Als besonders verdienstvoll ist dabei hervorzuheben, dass sich die Verfasser im Sinne terminologischer Detailtreue und Exaktheit der Mühe unterzogen haben, für alle Texte Neuübersetzungen ins Deutsche vorzulegen, denen an entscheidenden Stellen auch die russischen Ursprungsbegriffe beigelegt sind. Damit ist den Verfassern eine wissenschaftlich anspruchsvolle Edition von Schlüsseltexten zum russischen Nationalismus gelungen, die durch ihr philologisch geschultes Gespür für die Komplexität der spezifischen Terminologie als Grundlage für weitere Forschungen dienen kann.

Als „eine Art Leitfaden durch die Quellen“ (S. 14) dient eine einleitende Darstellung (S. 15-124), die durch ihre klare Struktur und flüssige Lesbarkeit besticht. Wer zuvor meinte, z.B. den „Sowjetpatriotismus“ der Stalinzeit mit allen seinen Implikationen zu kennen, kann sich eines Besseren belehren lassen. Darüber hinaus findet der Leser jenseits der vermeintlich allseits bekannten Kontroversen zwischen „Slawophilen“ und „Westlern“ eine Vielzahl an beachtenswerten ideologischen Grautönen illustriert. In vier Abschnitten (I. zur „Ausbildung der Ideenwelt des russischen Nationalismus“, II. zum „Russischen Nationalismus als Staatsidee“, III. zum „Russischen Nationalismus zwischen Sowjetstaat und Emigration“ und IV. zum „Nationalismus bei den ‚Dissidenten‘ und im postsowjetischen Russland“) spinnen die Verfasser einen vorsichtig formulierten „roten Faden“ durch die russische Geistesgeschichte, wobei sie stets darum bemüht sind, keine Kontinuitäten zu konstruieren, wo es sie nicht gibt, zugleich aber Traditionslinien in ihren Entwicklungsstufen und Spielarten deutlich aufzuzeigen. Dabei führen sie vor, dass vieles von dem,

was sich heute artikuliert und den oberflächlichen Betrachter in Verwirrung versetzt, weder neu noch wirklich erstaunlich ist.

Die Feststellung, dass vereinfachende Rechts-Links-Schemata zur Verortung politischer Denkrichtungen auch im russischen Kontext nicht ausreichen, mag nun nicht unbedingt als originell gelten, wie auch die Leichtigkeit, mit der Kommunisten und Nationalisten in Russland heute in antiwestlich orientierte Koalitionen eintreten, vermutlich nicht jeden völlig überraschen kann. Jenseits simplifizierender Darstellungen bieten Pickhan und Golczewski jedoch eine schlüssige Gesamtanalyse nationalistischer Denkschemata in der zeitlichen Entwicklung, die unter Einbeziehung der Ergebnisse der internationalen Nationalismusforschung eine explizite Einordnung des russischen Nationalismus in den europäischen Kontext vornimmt. Im Ergebnis stellen sie fest, dass der russische Nationalismus bei allen Spezifika „genauso ein Kind europäischen Denkens ist wie andere Nationalismen“ (S. 124).

Ursprünglich hatten die Verfasser ihrer Untersuchung offensichtlich noch allgemeine Ausführungen zur Nationalismusforschung voranschicken wollen. Es ist zu bedauern, dass aus Platzgründen auf den Abdruck dieser Einführung verzichtet werden musste. Bescheiden formulieren die Verfasser, „daß mehr als eine Anregung zu weiterem Nachdenken nicht das Ziel“ (S. 15) sei. Sehr konkret sind jedoch ihre zahlreichen Hinweise auf Forschungsdesiderate. Interessant ist auch ihr Ansatz, den Kategorien von „links“ und „rechts“ zur Beschreibung politischer Konzepte den Gegensatz von „tolerantem“ und „dogmatischem“ Verhalten gegenüberzusetzen.

Den Anstoß zur Zusammenstellung dieses Bandes, der mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat (S. 276-300) und einem Personenregister (S. 301-308) versehen ist, gab, wie bereits erwähnt, das aktuelle Geschehen, dem bisher keine adäquate Aufarbeitung durch die historische Osteuropaforschung gegenüberstand. Golczewski und Pickhan wollen keinesfalls Anspruch auf Aktualität erheben, schlagen in ihrer Darstellung dennoch einen Bogen bis zu den Entwicklungen des Jahres 1998. Dabei bieten sie einen „Versuch der Chronologie“ und nehmen eine schlüssige Kategorisierung der relevanten, nationalistischen Konzepte artikulierenden Vertreter vor – die deutlich zeigt, wie wichtig und hilfreich der Blick aus der Warte des Historikers auf die Traditionen ist, an die dort angeknüpft bzw. auf die aufgebaut wird.

Ihre Hoffnung, „zur historisch orientierten Aufhellung gegenwärtiger Denkmodelle beizutragen“ (S. 14), können die Verfasser damit als vollkommen bestätigt ansehen. Mehr noch – es ist erfreulich, dass

neben den üblichen, mehr oder weniger seriösen Versuchen der Deutung aktuellen Geschehens von publizistischer Warte aus nun eine wissenschaftlich fundierte Darstellung vorliegt, die nicht nur für den auf Nationalismusforschung spezialisierten Fachhistoriker lesenswert ist. Man möchte auf eine spätere Fortschreibung hoffen, die die weitere Entwicklung vom jetzigen Status quo analysiert, da sich der konservative Nationalismus in slawophiler Tradition gegenüber dem „offiziellen“, staatlicherseits „gepflegten“ Nationalismus zurückgedrängt sieht.

Als ein Kritikpunkt, der allerdings nicht den Verfassern anzulasten ist, wäre abschließend hervorzuheben, dass der einführende Teil des Bandes längst eine Übersetzung ins Russische verdient hätte.

Sabine Dumschat, Berlin

Ein Deutscher am Zarenhof: Heinrich Graf Ostermann und seine Zeit 1687–1747, hrsg. v. Johannes Volker Wagner, Bernd Bonwetsch u. Wolfram Eggeling. Essen: Klartext Verlag 2001, 328 S.

In der langen Reihe der im Dienst des Russischen Reichs stehenden Deutschen nimmt Heinrich Graf Ostermann einen prominenten Platz ein. Der in Bochum geborene Pastorensohn heuerte bereits 1703 bei der russischen Marine an, um sich damit der Strafverfolgung nach einem von ihm begangenen Totschlagsdelikt an der Universität Jena zu entziehen. Eingestellt als Untersteuerermann wechselte er aber bald in den auswärtigen Dienst Peters I., in dem er rasch Karriere machte und bis zum Vizekanzler avancierte, bevor er 1741 gestürzt wurde, als Hochverräter nur knapp der Hinrichtung entging und schließlich als Verbannter in Sibirien starb.

Der vorliegende Band ist der mit zahlreichen Abhandlungen ergänzte Katalog einer Ausstellung, die anlässlich seines 250. Todestages, dem Menschen und Staatsmann Ostermann gewidmet, in Moskau und Bochum einer breiten Öffentlichkeit gezeigt wurde. Ausstellung wie Katalog sind Resultat ertragreicher Recherchen in deutschen und russischen Archiven und Museen, Ergebnis wissenschaftlicher Symposien, vor allem aber auch gemeinsamer Bemühungen einer Vielzahl von Fachleuten beider Länder, in denen auch wissenschaftliche Einrichtungen und Institutionen zum Erfolg des Gesamtprojektes beige-

tragen haben. Ostermann wird hier als russländischer Staatsmann, Diplomat und Vertreter jener „Plejade von Deutschen“ gewürdigt, „die in den russischen Staatsdienst traten und die enge Verflechtung der historischen Schicksale unserer beiden Länder verkörperten“, wie es der russische Außenminister Igor' Ivanov ausdrückt, der wie sein deutscher Amtskollege Joschka Fischer den Prachtband mit einem Grußwort auszeichnet.

Leben, Wirken und Zeitumstände werden in zwei Dutzend Abhandlungen und Essays beleuchtet und – illustriert mit Bildtafeln und Faksimiledrucken – dem Leser nahe gebracht. Lev Kopelev macht mit einer kurzen Skizze den Anfang, indem er auf die deutsch-russische Wechselseitigkeit im 18. Jahrhundert hinweist und die später von russischen Historikern gegen Deutsche wie Ostermann und Münnich erhobenen Vorwürfe einer deutschen Günstlingswirtschaft als nationalistische Übertreibungen des 19. Jahrhunderts qualifiziert. Der große Mann der deutsch-russischen Verständigung sieht die Genannten als hervorragende Vertreter eines aufgeklärten Regimes und plädiert sodann dafür, die Postulate der Aufklärung nicht als Utopien abzutun, sondern Toleranz und Achtung der Menschenrechte zur Grundlage von Staat und Gesellschaft werden zu lassen. Dem Thema „Ausländer in Russland im 17. und 18. Jahrhundert“ ist auch ein Beitrag von Harm Klueting gewidmet, der Ostermanns Stellung vor dem Hintergrund gängiger nationaler Stereotype und im Kontext der Anwerbepolitik des Zarenreichs untersucht. Er zeigt hier die oft prekäre Situation der Ausländer in russischen Diensten, deren Abhängigkeit von politischen Konjunkturen sowie deren in der Regel eher bescheidene Aufstiegsmöglichkeiten. Ostermann stellt dabei insofern eine Ausnahme dar, als er tatsächlich eine glänzende Karriere absolviert hatte, bevor auch er infolge eines Machtwechsels alles verlieren sollte. Unter dem Titel „Deutsche Rußlandbilder im Wandel der Zeiten“ analysiert Bernd Bonwetsch die Vorstellungen über die Russen und ihr Land, wie sie in Berichten seit dem 16. Jahrhundert das westliche, vor allem das deutsche Russlandbild prägten. Er beginnt mit Herbersteins „*Rerum Moscoviticarum Commentarii*“, um dann den Bogen über Olearius und Victor Hehn bis Oswald Spengler und zu den entsprechenden Perzeptionen im Dritten Reich zu schlagen. Der Bochumer Historiker weist auf Quellenwert und literarische Qualität der einzelnen Darstellungen hin, macht aber auch die zahlreichen, vor allem negativen Klischees deutlich, die er im jeweiligen historischen Kontext, als Projektionen von individuellen Ängsten, Faszinosa und

Hoffnungen bzw. als Ausdruck ideologischer und politischer Bewertungen kenntlich macht.

Dem Lebenslauf und vielfältigen Wirken Ostermanns sind die meisten Beiträge gewidmet, die ein facettenreiches Bild dieser historischen Gestalt entwerfen. Johannes Volker Wagner zeichnet dessen Lebensbild in den entscheidenden Etappen nach. Seine „Spurensuche“ beginnt mit der Jugendzeit in Bochum und dem Studium in Jena, protokolliert den Aufstieg am Zarenhof, zeigt Ostermann als Fürstenerzieher, Politiker und Staatsmann und endet mit dessen Scheitern, nachdem er aus den Thronwirren nach dem Tode der Zarin Anna noch als „ungekrönter Kaiser“ hervorgegangen war. Wagner hat dazu zahlreiche Briefe, Dokumente sowie zeitgenössische Berichte herangezogen, mit deren Hilfe es ihm gelingt, diesen zu den bedeutendsten Staatsmännern seiner Zeit zählenden Politiker als sehr schillernde, aber auch tragische Persönlichkeit, als Privatmann und als modernen Politiker, als gewandten, intriganten Machtmenschen, der zugleich ein „Wanderer zwischen den Welten“ war, vorzustellen. Illustriert wird dies zudem durch zahlreiche Abbildungen, einer den Text ergänzenden Lebensgeschichte in Bildern, die Alltagswelt wie politischen Wirkungsraum gegenständlich und farbig dem Leser vor Augen führen.

Es war ein Zufall respektive ein Unglück, das Ostermann sein Heil in Russland suchen ließ. In ihrer Studie „Der Totschlag von Jena“ beschreibt Ingrid Wölk, wie der erst 16-jährige Student Ostermann in einem Streitduell – und ziemlich betrunken – einen Kommilitonen erstach und so zum Justizfall wurde, dem er sich durch Flucht entzog. Die Autorin schildert konzise und anschaulich die Riten und Gepflogenheiten des damaligen Studentenlebens, die vergebliche Strafverfolgung des flüchtigen Täters und vor allem Stand und Funktionsweise des Justizwesens im Obrigkeitsstaat des Absolutismus. Dieses befand sich zu jener Zeit am Anfang eines Prozesses, an dessen Ende sich die Justiz als dritte Gewalt von der Exekutive, der damals landesfürstlichen Obrigkeit, lösen sollte. Das zu Ostermanns Delikt als Rechtsgutachter zu Rate gezogene Kollegium des Schöppenstuhls der Universität Jena gehörte damals unter Führung des Ordinarius Baron von Lyncker zu den angesehensten Einrichtungen der Rechtswissenschaften. Wie gefestigt deren Position gegenüber dem Landesherrn war, demonstrierte nicht zuletzt die Tatsache, dass der Herzog von Sachsen-Eisenach auf Rat der Jenaer Schöppen die Bitte König Augusts von Polen, hinter dem ein entsprechendes Gesuch des Zaren stand, abschlug, den Fall Ostermann zu kassieren und beizulegen.

Dieser war als Geheimer Sekretär Peters I. längst auf diplomatischer Ebene aktiv und hoffte, mit Hilfe der ihm wohlgesinnten Monarchen den Justizfall Ostermann aus der Welt zu schaffen. blieb ihm hier dank des Selbstbewusstseins der Jenaer Rechtsgelehrten der Erfolg versagt, sah dies auf der diplomatischen Bühne ganz anders aus.

In einer knappen, aufschlussreichen Studie geht Martin Schulze-Wessel der Frage nach der Rationalität von Ostermanns Außenpolitik nach. Den neueren Theorien zu den internationalen Beziehungen der realistischen Schule folgend, untersucht er Ostermanns Politik nach dem Modell der traditionellen „Balance-of-Power“- bzw. der jener komplementären hegemonialen „Bandwaggoning behavior“-Theorie. Wie Schulze Wessel sehr überzeugend darlegt, beherrschte die russische Diplomatie nach Bedarf beide Strategien. Allerdings ging Ostermann nach einschlägigen Erfahrungen am Ende des Nordischen Krieges zu einer Politik des Gleichgewichts über, die auch nach Peters Tod und unter Ostermanns Nachfolgern die außenpolitische Konzeption Russlands und dessen bündnispolitische Entscheidungen bestimmte. Es war die „seismographische Auffassungsgabe“ (S. 167) für drohende antirussische Koalitionen, die Ostermann befähigte, eine mächtropolitische Strategie zu entwickeln, deren Leistung „in dem behutsamen Wechsel der Logik der russischen Außenpolitik vom hegemonialen bandwaggoning behavior zum balancing behavior“ (S. 170) bestand.

Von grundlegender Bedeutung war auch Ostermanns Beitrag zur Organisation des Kollegiums für Auswärtige Angelegenheiten. Svetlana Turilova skizziert dazu in einem Überblick die unter Peter eingeleiteten Veränderungen und den Anteil, den Ostermanns Vorschläge dabei hatten. Sie umfassten Entwürfe zu modernen administrativen Strukturen, Stellenpläne sowie Anregungen für rationelle Führungsmethoden und halfen, einen diplomatischen Apparat zu schaffen, der im Wesentlichen bis 1832 existierte und funktionierte.

Bereiche der inneren Angelegenheiten werden in zwei Aufsätzen thematisiert. Aus der Feder von Aristide Fenster stammt eine Abhandlung zur russischen Innenpolitik in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der vor allem der Beitrag deutscher Staatsmänner beleuchtet wird. Der Verfasser beschreibt, wie sich Ostermann, Münnich und Biron im Patronagesystem einflussreicher Adelsgruppen und Parteien der nachpetrinischen Zeit zu behaupten hatten bzw. selbst als Akteure engagierten. Fenster unterstreicht, dass unter Anna und Ivan VI. zwar der Einfluss Deutscher auf die politischen Geschicke Russlands einen Höhepunkt erreicht hatte, diese aber, anders als von

einer nationalistischen russischen Geschichtsschreibung insinuiert, keine antirussische Politik betrieben hätten. Ostermann und Münnich konnten zudem bei den von ihnen in Angriff genommenen Modernisierungsmaßnahmen zwar partiell Akzente setzen, aber nur im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich echte Fortschritte erzielen. Und hier hat Ostermann bei der Gründung der Akademie der Wissenschaften oder auch bei der Förderung wissenschaftlicher Expeditionen eine maßgebliche Rolle gespielt. Er blieb, wie Fenster resümierend schreibt, die „einflußreichste Gestalt unter den Politikern der nachpetrinischen Zeit“, verkörperte Kontinuität und Effizienz der russischen Staatsverwaltung und trat für die „Unumkehrbarkeit der petrinischen Umgestaltung“ (S. 182) ein.

Die Neuordnung der russischen Finanzpolitik im 18. Jahrhundert und die Finanzbeziehungen zu Westeuropa sind anschließend Gegenstand eines Aufsatzes von Sergej Lebedev. Er umreißt die staatliche Einnahmepolitik seit Peter I., der über die Bildung staatlicher Monopole neue Einnahmequellen zu erschließen suchte, geht auf die Steuer- und Zollpolitik ein, beschreibt die Besonderheiten des Kreditwesens sowie die Probleme des Staatshandels und der Kapitalakquisition über ausländische Banken. Eine wichtige Funktion kam dabei schließlich der nach westeuropäischem Vorbild geschaffenen Institution des Hofbankiers zu, der als Mittler die ausländischen Kaufleute ersetzen sollte, derer sich der Staatshandel zuvor bedient hatte. Die bis 1860, der Gründung einer Staatsbank, tätigen Hofbankiers erwiesen sich insofern als nützlich, als sie eine Konkurrenz für die in Russland diesbezüglich tätigen ausländischen Großhändler darstellten und so zur Senkung der Zinssätze in St. Petersburg beitrugen.

Die Architektur St. Petersburgs zur Zeit Ostermanns wird in einem kurzen Beitrag von Konstantin Malinovskij angesprochen. Er beschreibt, wie die Stadt damals allmählich Gestalt annahm, sich eine Infrastruktur entwickelte, Planvorgaben nicht immer eingehalten, auch von Peter selbst chaotisch gehandhabt wurden und wie unterschiedliche Stile das städtische Erscheinungsbild prägten. Kurz vorgestellt werden auch die Wohnhäuser Ostermanns sowie die von ihm in seinen Amtsfunktionen frequentierten Einrichtungen und Gebäude. Dazu gehörten die Kunstammer Peters des Großen sowie die Akademie der Wissenschaften. Deren Ursprüngen geht Jozien J. Driesenvan het Reve nach. Er hebt die Bedeutung von Kunst- und Raritäten-sammlungen in der Wissenschaft des 18. Jahrhunderts hervor, um dann den Anteil der Aufklärung in Holland und der „schottischen Aufklärung“ in der Anfangsphase der Wissenschaft im Zarenreich zu

beleuchten. Nur kurz streift er die Entstehung der Akademie, wobei er vor allem die schwierigen Lebensumstände und die prekäre Lage der an sie berufenen, überwiegend jungen Wissenschaftler schildert. Mehr zur Akademie erfährt man dagegen aus einem Beitrag von Jevgenij Ryčalovskij. Dieser betrachtet Ostermann und das Akademiemitglied Gerard Friedrich Müller als „symbolisch für das Rußland des 18. Jahrhunderts“ (S. 219) – den einen als Begründer einer neuen Diplomatie, den anderen in der gleichen Rolle für die Geschichtswissenschaft. Ryčalovskij geht es vor allem auch darum, die engen Kontakte Ostermanns zu der Wissenschaftlergemeinde zu belegen, die in der Forschung bisher kaum Beachtung gefunden hätten. Dies gelingt ihm durchaus, gestützt auf Archivalien aus dem Nachlass Müllers. Sie sind so zahlreich, dass der Moskauer Archivar wohl zu Recht vermutet, Müller habe Material für eine Biografie des ihm eng verbundenen Vizekanzlers gesammelt.

Unter der Überschrift „Rußland zwischen Früh- und Spätaufklärung. Staat und Gesellschaft in der Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts“ setzt sich Claus Scharf zunächst mit dem Begriff „Aufklärung“ auseinander. Er definiert ihn als eine im engeren Sinne „zeitgebundene ‚intellektuelle und politisch-soziale Reformbewegung‘“ (S. 201) und erläutert die mangelhafte Rezeption der entsprechenden westlichen Forschung in Russland. In einer luziden Analyse der Bildungsgeschichte seit Peter I. expliziert er die Probleme und retardierenden Momente der staatlich verordneten Aufklärung, die erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und zeitgleich mit der mitteleuropäischen Spätaufklärung „Ansätze einer gesellschaftlichen Kraft“ (S. 211) im Russischen Reich erkennen ließ, in Gestalt gebildeter Kreise und Gruppierungen. Bezeichnend war allerdings auch, dass auf deren erste nonkonformistische Aktivitäten hin der Staat sehr rasch mit Überwachung, Zensur und Repression reagierte.

Weitere Facetten, die dieser Band unserer Kenntnis über Ostermann hinzufügt, sind Auszüge aus dem Tagebuch des Fürsten Menšikov für 1726/27 sowie aus Briefen des Vizekanzlers an den Fürsten, die von Svetlana Dolgova präsentiert und kommentiert werden. Des Weiteren findet man hier eine Untersuchung zur Ikonografie Ostermanns, wozu Ljudmila Markina den Versuch unternimmt, alle bislang bekannten Abbildungen zu erfassen, zu analysieren und kunstgeschichtlich einzuordnen. Das Ostermann-Bild in russischen historischen Romanen ist ebenfalls Gegenstand einer Studie. Wolfram Eggeling hat 18 Romane ermittelt, in denen Heinrich Ostermann als literarische Figur auftritt, oft als einer der Hauptakteure. Der Bochumer Lite-

raturwissenschaftler liefert dabei einen Einblick in die Vielfalt der in den untersuchten Texten verwendeten Verfahren und die mit diesen jeweils transportierten Selbst- und Fremdeinschätzungen. Dabei wird deutlich, dass eher tradierte Schemata und einseitige Beurteilungen die literarische Figur Ostermanns prägen, dessen komplexes Erscheinungsbild sich letztlich aber eindeutigen Bewertungen entzieht.

Auch den russischen Nachfahren des mit einer Bojarentochter verheirateten Vizekanzlers ist ein Aufsatz gewidmet. Da dessen beide Söhne kinderlos verstarben, setzte sich das Geschlecht über die einzige Tochter Ostermanns fort, die in die Tolstoj-Familie einheiratete. Im Weiteren ergaben sich verwandtschaftliche Bande mit den Goleniščev-Kutuzov und Golicyyn. Während Mitte des 19. Jahrhunderts das Geschlecht der Osterman-Tolstoj erlosch, verstarb der letzte Träger des Namens Golicyyn-Osterman 1966 in Frankreich.

Zu den nicht wenigen Vorzügen dieser Publikation zählt die Beobachtung, dass der deutsch-russische Staatsmann Ostermann nicht nur in seinen vielfältigen Tätigkeitsbereichen als Privatmann wie als Staatsakteur vorgestellt wird, sondern dies auch eingebettet wird in die Zeitumstände sowie vor dem Hintergrund der Perzeption seines Wirkens in der russischen Historiografie. Dass dies zudem aus verschiedenen Blickwinkeln und über unterschiedliche methodische Ansätze geschieht, macht den Reiz des Buches aus und erhöht den Erkenntnisgewinn für den Leser.

Im Anhang dieses musterhaft gestalteten Folianten, den man auch als Bildband gerne in die Hand nimmt, findet der Nutzer ein Verzeichnis der Ausstellungsstücke sowie einen übersichtlich angelegten Anmerkungsapparat. Dem folgt eine Zeittafel der russischen Geschichte, ergänzt um die wichtigsten Lebensdaten Ostermanns. Ein Verzeichnis der historischen Persönlichkeiten aus dem Umfeld des deutsch-russischen Staatsmannes, eine Auswahlbibliografie, Quellenachweise und eine Autorenliste komplettieren dieses prächtige Publikationswerk, dessen Herausgebern uneingeschränkte Anerkennung gebührt. Das vorliegende Ergebnis ihrer Bemühungen wird bei Fachleuten wie bei einer breiten Leserschaft dankbare Aufnahme finden.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

Russkije i nemcy v XVIII veke: vstreča kul'tur. Russen und Deutsche im XVIII. Jahrhundert: Begegnung der Kulturen / Redkoll.: Sergej Ja. Karp (otv.), J. Schlobach, N.F. Sokol'skaja. Moskva: Nauka 2000, 310 S.¹

Dieser Sammelband gibt 29 Vorträge in ihrer ausgearbeiteten schriftlichen Fassung wieder, die auf der II. Interdisziplinären russisch-deutschen Konferenz vom 16. bis 18. Mai 1996 in der Moskauer Tret'jakov-Galerie gehalten wurden. Dieses Treffen verstand sich als Folgeveranstaltung zu einer Konferenz in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 29. März bis 1. April 1993, mit der – wie die Herausgeber bemerken – (unter anderen Vorzeichen) die Tradition der zweiseitigen Treffen sowjetischer und ausländischer Spezialisten der Humanwissenschaften wieder aufgenommen wurden. Die seinerzeit gehaltenen Vorträge wurden ebenfalls im vierten Jahr danach veröffentlicht.²

Das Buch entspricht im Aufbau den bekannten St. Petersburger Sammelbänden „Nemcy v Rossii“ (mit zweisprachigem Titelblatt und Inhaltsverzeichnis, aber ohne deutsche Zusammenfassungen. Doch während in den St. Petersburger Bänden die bekannten Figuren der russisch-deutschen Kulturbeziehungen in der Minderzahl sind neben den zahlreichen Einzelpersonen und Gruppen, die man zwar aus den Archiven oder aus versteckten Jahresberichten ausgraben muss, die aber das Netzwerk erst fest machten, ist unter Kultur hier überwiegend Hochkultur verstanden: Die Behandelten und Namen gehören fast alle zu der europäischen Elite, die durch das petrinische Russland angezogen wurde. So fragt man sich nach der Lektüre des Bandes, wie viele dieser Begegnungen nicht zwischen zwei Kulturen, sondern lediglich innerhalb ein und derselben gesamteuropäischen Kultur der Aufklärung stattfanden.

Die Beiträge des Sammelbandes sind anfangs geschickt und ausgewogen gruppiert. Zu Beginn stehen vier Beiträge, die die gegenseitigen Völkerbilder behandeln: S.V. Obolenskaja: „Istorija nemcev v Rossii kak problema russkoj kul'tury“ („Die Geschichte der Deutschen in Russland als Forschungsgegenstand der russischen Kultur“), Jürgen

¹ Entgegen der bibliografischen Korrektheit sind deutsche Autorennamen in deutscher Schreibweise angegeben, nicht jedoch Namen in Sachtiteln.

² Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie, hrsg. v. Conrad Grau, Sergej Karp u. Jürgen Voss. Wiesbaden 1997, 412 S.

Voss: „*Obraz Rossii v nemeckich enciklopedijach XVIII v.*“ („Zum Russlandbild in deutschen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts“), N.D. Kočetkova: „*Sarepta v izobraženii russkich literatorov konca XVIII – načala XIX v.*“ („Die Rezeption Sareptas durch russische Schriftsteller am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts“) und S.N. Iskjul': „*Germanija glazami ruskoj putešestvennicy konca XVIII v.: dnevnik E.P. Divovoj*“ („Deutschland aus der Sicht einer russischen Reisenden am Ende des 18. Jahrhunderts: Das Tagebuch von E.P. Divova“). Aber was im Inhaltsverzeichnis relativ geschlossen wirkt – je zwei Beiträge zu den beiden verschiedenen Perspektiven –, erweist sich in Breite und Tiefgang als sehr heterogen. Der Aufsatz von Obolenskaja – offenbar als einleitender Essay ohne Anmerkungsapparat gedacht – schlägt einen großen Bogen und enthält einige interessante, aber in der Mehrzahl altbekannte Aperçus und Antithesen (u.a. *Štol'c vs. Oblomov*) und erweckt den Eindruck, als seien die Deutschen die einzige Gruppe, an der sich Russlands Auseinandersetzung mit und seine Schulung am Westen vollzogen hat: Niederländer, Briten – und die Bewunderung Frankreichs, dessen Sprache oft Kommunikationsmittel auch zwischen Russen und Deutschen war – bleiben unerwähnt. Voss und auch wieder Iskjul' hingegen analysieren Einzelquellen ohne den Versuch einer typologischen Einordnung.

In der nächsten Gruppe „Vermittler“ behandelt Peter Brüne mit Vockerodt (Peter Brjune: „*Jogann Gotchil'f Fokkerodt i ego vlijanie na predstavlenie Vol'tera i Fridricha Velikogo o Rossii*“ / „Johann Gotthilf Vockerodt und sein Einfluss auf das Russlandbild Voltaires und Friedrichs des Großen“), dem preußischen Diplomaten, der von 1712–1737 fast ununterbrochen in Russland lebte, eine zentrale Gestalt. Claus Scharf (Klaus Šarf: „*Ekaterina II i Germanija*“ / „Katharina II. und Deutschland“) resümiert seine große Monografie „*Katharina II., Deutschland und die Deutschen*“ und plädiert für eine neue, differenzierte Betrachtung der verschiedenen Schichtungen von Ablehnung und Akzeptanz in Abhängigkeit von politischer Gegnerschaft und kultureller Beeinflussung. S.Ja. Karp's Aufsatz „*Didro, A.M. Golicyn i F.V. Krejzman: iz istorii odnoj korrespondencii XVIII v.*“ („Diderot, A.M. Golicyn und F.V. Kreidemann: Aus der Geschichte einer Korrespondenz des 18. Jahrhunderts“) gehört hingegen zu der Kategorie „Neue Archivfunde“: Vorgestellt wird ein wiederentdecktes, schmales Konvolut der Golicyn'schen Papiere im RGADA (Moskau). Da F.V. Kreidemann (Studium in Jena, in russischen Diensten, u.a. seit 1779 Vorsitzender des Justiz-Kollegiums für die Angelegenheiten Livlands, Estlands und Finnlands; im Buch als dt.

Greidemann, russ. auch Krajdman transliteriert, lt. Dt. Biogr. Archiv Kreidenmann [!]) Briefe für Golicyn (u.a. eine Kunstwerkbestellung betreffend) übersetzte, wird er hier als Vermittler eingeordnet. Kurz und ohne Nachweise ist Jochen Schlobachs Beitrag „Fridrich Mel'chior Grimm i Ekaterina II“ („Friedrich Melchior Grimm und Katharina II.“), den der Verfasser selbst als außerhalb des thematischen Rahmens stehend ansieht. Ebenfalls eine thematisch enge Spezialstudie ist L.V. Kirillinas „Russkie perevody nemeckich muzykal'nych traktatov XVIII v.“ („Deutsche Musiktraktate des 18. Jahrhunderts in russischen Übersetzungen“), die sich ganz auf Probleme bei der Übersetzung musikalischer Termini konzentriert. M.A. Požarova hingegen gelingt es, eine Gestalt von echten Vermittlerqualitäten (hinsichtlich von Kunststilen, Techniken und Sujets) darzustellen: „Graver iz Berlina Georg Fridrich Šmid: meždu akademijami Pariža i Peterburga“ („Der Graveur aus Berlin Georg Friedrich Schmidt zwischen den Akademien von Paris und St. Petersburg“).

Die anschließende Gruppe von Beiträgen ist unter der Überschrift „Wissenschaft“ zusammengefasst. Obwohl auch hier überwiegend von Vermittlung von Kenntnissen, Proben, Expeditionsergebnissen die Rede ist, die ohne den Erfindungsreichtum und das Engagement der Beteiligten in St. Petersburg, Deutschland und dem übrigen Europa auch technisch kaum bewerkstelligt worden wäre, ist die Abtrennung vom vorigen Abschnitt nur auf den ersten Blick artifizuell. Wie schon Conrad Grau im ersten Beitrag bemerkt, bildete sich eine russische Forscherschicht nur langsam und rudimentär heraus; die Begegnung mit Russland und den Weiten des Imperiums in Sibirien und dem Kaukasus spielte sich als Auseinandersetzung von Europäern in und außerhalb Russlands weniger mit seiner Kultur, sondern vielmehr seiner Geografie und Natur ab. Graus Beitrag macht auf den reichen Nachlass des Danziger Naturforschers Johann Philipp Breyne (1680–1764) in der Forschungs- und Landesbibliothek Gotha aufmerksam, an dessen Korrespondenz sich der Aufbau von Netzwerken gegenseitigen Interesses ablesen lässt – Netzwerken, denen eben auch „weniger bedeutende Gestalten“ seine Dichte und Festigkeit gaben. Weitere Fallstudien zu diesem Themenfeld bieten A.S. Čerkasova („Germanija i Ural v XVIII v.: naučnye i kul'turnye svjazi“ / „Deutschland und der Ural im 18. Jahrhundert: wissenschaftliche und kulturelle Beziehungen“), O.V. Novochatko („Korrespondencija Georga Vil'gel'ma Štellerera [1739–1746]: russko-germanskij izdatelskij proekt“ / „Ein deutsch-russisches Publikationskonzept in der Korrespondenz der Jahre 1739–1746 von Georg Wilhelm Steller“) – der

Beitrag erläutert das Publikationskonzept der Papiere des Erforschers Kamčatkas durch die Franckeschen Stiftungen in deutsch-russischen Parallelausgaben –, Renate Knoll („Člen Peterburgskoj akademii Michael' Liliental' – posrednik meždu kul'turami“ / „Das Mitglied der Petersburger Akademie Michael Liliental als Mittler zwischen den Kulturen“) – mit einigen Stücken aus der Korrespondenz des Königsberger Gelehrten mit dem Akademiepräsidenten Hermann Karl Graf Keyserling 1739–1741 – und Ž.A. Ananjan („Putešestvija ruskich nemcev v Armeniju v XVIII v.“ / „Reisen von Russlanddeutschen nach Armenien im 18. Jahrhundert“) – über Samuel Gottlieb Gmelin und Johann Anton Gildenstedt, beide freilich in Deutschland geboren.

Aus dieser Abteilung – m.E. auch aus dem gesamten Band – heraus ragt der einzige nicht auf Naturwissenschaft bezogene Beitrag von Birgit Scholz („Nemecko-rossijskaja polemika po ‚varjažskomu voprosu‘ v Peterburgskoj akademii“ / „Die deutsch-russische Polemik um die Waräger-Frage an der Petersburger Akademie“). Wie mit dem Skalpell der Restauratorin legt sie – im Vorgriff auf ihre inzwischen gedruckte Dissertation³ – die Schichten und Kontaminationen jener Deutungen der russisch-skandinavischen und russisch-deutschen Beziehungen frei, die allgemein als die von Theophil (Gottlieb) Siegfried Bayer vertretene „Normannenthese“ bekannt ist – u.a. mit dem Ergebnis, dass man Bayer verfälscht wiedergegeben und „offensichtlich nicht gelesen“ (S. 112) habe.

Die Überschrift der nächsten Sektion – „Deutsche in russischen Diensten“ – ist nicht ganz einleuchtend, da es ja im gesamten Band kaum um etwas anderes geht. Aber schon der Eingangsbeitrag von Martin Dinges („Nemeckie vrači v Rossii vtoroj poloviny XVIII v.: konflikt kul'tur“ / „Kulturelle Probleme im Umfeld deutscher Ärzte in Russland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“) bietet eine positive Überraschung. Ausgehend von den Moskauer Pestunruhen von 1772 analysiert er die Wirkungsbedingungen der Ärzte als derjenigen ausländischen Spezialisten mit dem breitesten Sozialkontakt. Ihr Dilemma lässt sich gar noch mehr verallgemeinern: Der Erfolg ihrer Maßnahmen, der ja überhaupt ihre Anwesenheit und Privilegierung rechtfertigen konnte, hing ab von der Rückendeckung und adminis-

³ Birgit Scholz, Von der Chronistik zur modernen Geschichtswissenschaft. Die Warägerfrage in der russischen, deutschen und schwedischen Historiographie. Wiesbaden 2000 (Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München. Reihe Forschungen zum Ostseeraum. 5).

trativen Flankierung durch die Herrschenden, identifizierte sie somit mit dem mit Misstrauen begegneten Staatsapparat – und isolierte sie somit wiederum. Die Ideologie der Aufklärung freilich erlaubte selbst auf russischer Seite keine Differenzhypothese, sondern sah nur eigene Defizite im Vergleich der Kulturen. Spätere Phasen nationalistischer Betrachtungsweise diffamierten die Deutschen als arrogante Eindringlinge, während man umgekehrt die russischen Aufklärer als Kronzeugen für die Minderwertigkeit russischer Kultur heranzog. Daher – so folgert Dingus zu Recht – ist nicht nur die Memoiren- und Berichtsliteratur kritisch zu betrachten, sondern auch ein großer Teil der Historiografie ist als Schlüssel zu einer objektivierten Sicht von Kulturkontakt und -konflikt entwertet. Nur eine archivalisch gegründete Erforschung einer Vielzahl von Fällen könne diese Hindernisse überwinden. Dieser umfangreiche und ausgezeichnet dokumentierte Beitrag lässt das übliche „Wer schrieb wem?“ weit hinter sich und dringt zu zentralen Fragen der Kulturbegegnung vor.

V.A. Kovrigina geleitet in einem umfassenden und hervorragend strukturierten (wenngleich nicht intensiv dokumentierten) Aufsatz aus dem „Lichtkegel“ Petersburgs hinaus in die organischer gewachsene Welt der Moskauer Ausländer („Nemeckaja sloboda Moskvy i ee rol' v russko-germanskich kontaktach pervoj poloviny XVIII veka“ / „Die Moskauer deutsche Vorstadt und ihre Rolle in den russisch-deutschen Kontakten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“) und erinnert daran, dass mit der Gründung und Förderung der neuen Hauptstadt dort keineswegs ein Exodus einsetzte oder die Lichter ausgingen. (Allerdings behandelt der Aufsatz über weite Strecken nicht das 18., sondern das 17. Jahrhundert.) Die Moskauer Handwerkspezialisten und Kaufleute hatten intensive und vor allem interaktive Kontakte mit den Russen, und die „alten Deutschen“, die sich auf ein Leben im Moskauer Klima einließen, nahmen die Erfahrungen und Errungenschaften der Russen in ihren Alltag mit auf.

G.I. Smagina („Nemcy-učitelja i ustroiteli učebnych zavedenij Peterburga v XVIII v.“ / „Deutsche Lehrer und Gründer von Petersburger Lehranstalten im 18. Jahrhundert“) dokumentiert den schon zahlenmäßig beeindruckenden Anteil der Deutschen am Aufbau derjenigen Bildungseinrichtungen, die langfristig russische Studenten heranziehen sollten, wie das von 1726–1805 wirkende Petersburger Gymnasium, dessen Rektoren mehrheitlich Deutsche waren. In dem durch Münnich gegründeten adligen Kadettenkorps lehrten sogar zu 70% Deutsche, die Smagina freilich nicht nach Herkunftsgebieten differenziert. Das – ältere – Moskauer deutsche Schulwesen wird er-

wähnt, aber dann nicht mehr mit dem der neuen Hauptstadt verglichen. Leider erfahren wir wenig zum Element der Begegnung – oder ging es um ein reines Heranziehen von Nachwuchs für ein deutschsprachiges Bildungswesen?

Nur der Aufsatz von M.A. Ljubavin („Vjatskij gubernator Fedor Ivanovič fon Bradke [1752–1819]: nemeč na ruskoj službe“ / „Der Gouverneur von Vjatka Fedor Ivanovič von Bradke [1752–1819]: Ein Deutscher im russischen Dienst“) nimmt sich des Themas der Sektion in klassischer Weise an – und zeichnet das Bild eines integren und loyalen Administrators, der – am Ende einer mühsamen Militärkarriere nach Vjatka verschlagen – in der nordöstlichen Provinz unermüdlich Ordnung zu schaffen versuchte und u.a. ein Gymnasium gründete. In der Tat scheinen die Akten seiner Kanzlei das von der Familientradition gezeichnete Bild zu bestätigen. Der daraus gezogene Schluss, der Stil Bradkes sei der Stil des Deutschen in russischen Diensten schlechthin gewesen, redet jedoch undifferenziert einem Stereotyp das Wort. Aber diese Schicht der „Bradkes“ – (unter anderem) Deutsche, die ohne Grundbesitz von ihrem Dienst leben mussten und nicht durch Rückhalt in einem Provinzialadel eine einigermaßen gesicherte Karriere hatten – ist von hohem Interesse: Entstammen ihr die als „Renegaten“ diffamierten loyal/patriotischen „Neu-Russen“, deren Einstellung Berührungspunkte mit dem Nationalismus der Folgegeneration der Großen Reformen aufwies?

Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, auf Kongressen zu Spezialthemen ein oder einige Referate einzuplanen, die die historischen und politischen Rahmenbedingungen verdeutlichen. Man würde sie freilich am Anfang erwarten; Erich Donnerts („Ekaterina II i Francuzskaja revolucija“ / „Katharina II. und die Französische Revolution“) und Helmut Reinalters („Avstrijsko-rossijskie otnošenija v XVIII. v.“ / „Österreichisch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert“) können jedoch wegen ihrer engen thematischen Grenzen diese Funktion nicht erfüllen, sodass die im letzten Viertel des Bandes versteckte Sektion „Politik und Diplomatie“ etwas deplaziert wirkt. (Über die wichtige Funktion der Mitwirkung dieser beiden ausgewiesenen Spezialisten dieser Epoche für das Symposium insgesamt soll damit freilich kein Urteil gesprochen werden!)

Die vorvorletzte und letzte Sektion – „Geschichte des Buches und der Periodika“ sowie „Typologische Parallelen“ – vereinigen sehr spezielle Studien, die hier nur kurz genannt werden können: „Obraz Rossii v venskoj gazete ‚Wienerisches Diarium‘ v gody Semiletnej vojny“ / „Das Russlandbild in der Wiener Zeitung ‚Wienerisches

Diarium‘ während des Siebenjährigen Krieges“ (Andreas Gestrich), „Otraženje nemecko-russkich kul’turnych svjazej v sobranii Rossiki ‚Frankeše štiftungen‘ Galle“ / „Die deutsch-russischen Kulturbeziehungen im Spiegel der Russica-Sammlung der ‚Franckeschen Stiftungen‘ Halle“ (M.I. Fundaminskij), „Nemeckie gazety v Peterburge XVIII v.“ / „Deutsche Zeitungen im Petersburg des 18. Jahrhunderts“ (S.N. Korotkov) sowie „Bortnjanskij i Mocart: tipologičeskie paralleli“ / „Bortnjanskij und Mozart im Vergleich“ (E.I. Čigareva), „Francuzskie i nemeckie istočniki ponjatija ‚individual’nost‘ v russkoj literature konca XVIII. v.“ / „Französische und deutsche Quellen zum Individualitätsbegriff in der russischen Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts“ (Klaus Städtke) und „Épocha Prosvěščenija i grammatičeskie sočinenija Gottšeda i Lomonosova“ / „Das Zeitalter der Aufklärung in den grammatischen Schriften von Gottsched und Lomonosov“ (B.A. Djužo). Den Band beschließt eine Würdigung Lev Kopelevs und seines „Wuppertaler Projekts“, dessen umfangreiche Ergebnisse, wie der Autor, Jakov S. Drabkin, bedauert, nicht einmal auszugsweise auf Russisch zugänglich seien.

Insgesamt fällt auf, dass es den russischen Beiträgern offenbar zunächst überhaupt darum zu gehen scheint, das historische Faktum deutschen Wirkens wieder zu konstatieren – in Auseinandersetzung mit der vom Denken Petrograds und Leningrads geprägten Historiografie, gegen die freilich von Deutschland aus das ganze vergangene Jahrhundert das deutsche Element als positiver Faktor verteidigt wurde. Das hat zur Folge, dass beide Seiten in diesem Band aus der gleichen Perspektive schreiben und die im Titel thematisierte Begegnung der Kulturen nur selten behandelt wird.

Naturgemäß sind Beiträge eines solchen Bandes heterogen – wie schon ein Blick auf die Länge und Belegdichte zeigt: 29 Seiten mit 123 Anm. bei Dinges und 3 Seiten ohne Anmerkungen bei Schlobach markieren die Extreme. Die redaktionellen Grundsätze der Anmerkungen sind mit bemerkenswerter Konsequenz nach dem russischen Zitiersystem angelegt; freilich sollte das antiquierte *op.cit.*, das einen zwingt, alle Fußnoten nochmals zu durchforsten, nicht mehr verwendet werden, zumal man auf das zugehörige, durchaus praktische *Ebda.* (*tam že* hingegen wird verwendet!) verzichtet und dadurch bei mehreren Schriften eines Verfassers zur Wiederholung der gesamten Angaben gezwungen ist. Ein solcher Sammelband bietet ein großes Maß an redaktionellen Schwierigkeiten, die auch nicht ganz überwunden wurden: Sie sind teilweise bereits angesprochen und sollen hier nicht alle ausgebreitet werden – aber „Schweitzer Ärzte“ (S. 187) hat den

Rezensenten natürlich amüsiert. Problematischer sind die Fehler und Inkonsequenzen in der Transliteration. Bei der Wiedergabe von Namen im deutschsprachigen Inhaltsverzeichnis vermischen sich die Systeme („Aleksandr Michajlowitsch“, „Nowochatko“); aus Djubo wird gar Dübos. Deutsche Zusammenfassungen hat man sich leider gespart, die deutsche Übersetzung des Inhaltsverzeichnisses hat kein Sprachkundiger gegengelesen, sodass sie – voll Fehler und Ungeschicklichkeiten – wenig für den Band werben kann. Ein Register wäre für den Band insofern nützlich gewesen, weil viele Personen und Themen in den verschiedenen Beiträgen immer wieder vorkommen, aber aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden.

Das soll aber die Verdienste des Bandes und der zugrunde liegenden Symposienreihe nicht in Frage stellen: die nächste Folgekonferenz („Interdisziplinarität und Internationalität: Wege und Formen der Rezeption der französischen und der britischen Aufklärung in Deutschland und Russland im 18. Jahrhundert“) fand vom 17.–21. Oktober 2001 im Institut für Europäische Geschichte in Mainz statt. Aber veröffentlichte „Proceedings“ zeigen uns immer von einer schönen Wand nur die Steine – welche wunderbaren Blumen in den Mörtelfugen zu blühen begonnen haben, weiß nur der Teilnehmende, dem Leser bleibt es verborgen. Dies etwas einzuholen, zu zeigen, dass das Ganze mehr war als die Summe seiner Teile, kann die Aufgabe eines hier leider fehlenden ausführlichen Vorworts sein – mehr als nur ein Service für den eiligen Leser...

Robert Schweitzer, Lübeck

Denis Lomtev, Deutsche Musiker in Russland. Zur Geschichte der Entstehung der russischen Konservatorien. Sinzig: studio 2002, 222 S. (Edition IME. 6).

Der Buchtitel, der ein weitgehend unbearbeitetes Thema von durchaus aktuellem Interesse beschreibt, verspricht eine Monografie über die Rolle deutscher Musiker bei der Begründung des Musikhochschulwesens in Russland. Eine solche Monografie ist ein echtes Desiderat, da die russisch-deutschen musikalischen Beziehungen bisher tatsächlich sehr ungenügend erforscht sind. Bedeutende Forschungsanstrengungen der letzten Jahrzehnte in der Literaturwissenschaft, Geschichte,

Wissenschaftsgeschichte und anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen bieten einen günstigen Hintergrund, um die vielfältigen personellen und institutionellen Kontakte zwischen der deutschen und der russischen Musikkultur aufzuarbeiten. Leider wird das Buch, so wie es dem deutschen Leser vorliegt, diesen Erwartungen nicht gerecht. Da uns das russische Original („Nemeckie muzykanty v Rossii. K istorii stanovlenija russkich konservatorij“. Moskva 1999), auf das im Vorwort verwiesen wird, nicht vorlag, müssen wir die folgenden Ausführungen auf die deutsche Ausgabe beschränken.

Bereits die Überschriften der fünf Kapitel des Buches lassen eine durchdachte monografische Konzeption kaum erwarten.

Das erste Kapitel „Über russlanddeutsche musikalische Kultur“ [!] gibt einen weitgehend unstrukturierten Überblick über Orgeln deutscher Orgelbauer und deutsche Organisten in Russland (S. 25-28), über die Chorkultur der Mennoniten-Gemeinden, dann auch der Lutheraner (S. 29-32), über das deutsche Theater (S. 32-37), über Konzertauftritte deutscher Musiker (S. 37-44) und deutsche Chorvereine (S. 45 f.). Es folgt etwas unvermittelt ein Exkurs mit ausführlich zitierten Briefen des Dirigenten Max Erdmannsdörfer an die Russische Musikgesellschaft aus den 1880er Jahren (S. 47-51). Das Kapitel wird durch biografische Notizen über Deutsche im Instrumentenbau (S. 51-54), in Musikverlagen (S. 54-57) und der Musikforschung Russlands abgeschlossen. In seiner Kürze und Disparität gibt dieser Teil des Buches keineswegs einen wirklich repräsentativen Überblick über die Rolle deutscher Musiker in der Musikkultur Russlands. Eine Reflexion des komplexen Verhältnisses der deutschen Tradition zu der einheimischen russischen Musikkultur sowie zu konkurrierenden Modellen (etwa italienischen oder französischen, die gleichzeitig in Russland wirkten), fehlt völlig. Der für das Thema zentrale Aspekt der Adaption westeuropäischer kultureller Modelle durch die seit Peter dem Großen in Russland sich entwickelnde hauptstädtische Elite scheint sich dem Autor als Problem gar nicht zu stellen. Die biografischen Skizzen beschränken sich weitgehend auf dienstliche Karrieren einzelner Musiker, die zudem rein formal referiert werden. Die teilweise ausführlich zitierten Quellen (Memoiren, Briefe u.ä.) bleiben unkommentiert und sind ausgesprochen wenig informativ. Zum Thema des Buches (Entstehungsgeschichte der russischen Musikhochschulen) wird kein Zusammenhang hergestellt.

Das zweite Kapitel „Der deutsche Musiklehrer in Russland“ bietet biografische Notizen über deutsche Musiker, die in Russland pädago-

gisch tätig waren. Hier gilt dasselbe wie beim ersten Kapitel: Die biografischen Daten (die meist nur die formal-dienstliche Karriere der jeweiligen Persönlichkeiten betreffen) bleiben unkommentiert und unreflektiert. Auch hier ist der Zusammenhang zur Entstehungsgeschichte der Hochschulen, obwohl er durchaus nahe liegt, nicht hergestellt.

Das dritte Kapitel ist lakonisch „St. Petersburg“ überschrieben und hat nun wirklich die Entstehungsgeschichte des Petersburger Konservatoriums zum Inhalt. Zur Geschichte des Konservatoriums liegen brauchbare Darstellungen vor (vgl. Nr. 73, 90, 97 ff., 156 des Literaturverzeichnisses u.v.m.). Lomtev fügt dem kaum Neues hinzu, er beschränkt sich auf die Aufzählung deutscher Musiker, wobei er auch hier kaum über die kulturologisch relevanten Aspekte des deutschen Anteils an der Petersburger Musikausbildung reflektiert, sondern sich auf nicht immer relevante Details aus den einzelnen Biografien beschränkt.

Das vierte Kapitel, „Moskau“ überschrieben, skizziert in derselben Weise die Geschichte des Moskauer Konservatoriums. Dies geschieht weit ausführlicher als im Falle Petersburgs (wohl nicht zuletzt, weil Lomtev selbst das Moskauer Konservatorium absolvierte), jedoch inhaltlich und konzeptionell nicht gehaltvoller.

Eingerahmt sind diese Texte durch eine ausführliche Einleitung und ein Schlusskapitel, die der uneinheitlichen Struktur des Buches jedoch nur äußerlich einen kulturhistorischen Rahmen geben. Die Einleitung („Deutsche Patrioten des russischen Reiches“) sollte wohl einen Überblick zur Rolle der Deutschen in der russischen Kultur allgemein geben. Dies gelingt dem Autor jedoch nicht: Wahllos herausgegriffene Zitate aus A.S. Puškin, S.P. Ševyrev und V.V. Veresaev sowie aus keineswegs einschlägigen Quellen zusammengetragene Zufälligkeiten stellen eher die ungenügende Beschäftigung des Autors mit dem Thema unter Beweis, als dass sie einem deutschen Leser grundlegende Auskünfte geben könnten. Völlig unsinnig sind beispielsweise die Einlassungen über russische Bibelübersetzungen (S. 24), die der Autor aus der (ganz offenbar missverstandenen) Sekundärliteratur übernahm. Der „Schluss“ bietet nicht eigentlich eine Zusammenfassung, sondern stellt einfach fest, dass der Anteil deutscher Musiker an der russischen Musikkultur bisher ungenügend ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt wurde. Das zum Thema einschlägige Werk von Ernst Stöckl („Musikgeschichte der Russlanddeutschen“. Dülmen 1993) wird hier nur erwähnt, aber keineswegs ausgewertet oder inhaltlich zur Kenntnis genommen. In einem 18 Seiten umfassenden

Anhang (der im Inhaltsverzeichnis nicht vermerkt ist) findet sich ein nicht näher bezeichnetes Fragment aus Otto Neitzels in Leipzig gedruckten Erinnerungen sowie „Lehrprogramme deutscher Pädagogen am Moskauer Konservatorium“. Die dürren Texte sind (abgesehen von der schlechten Übersetzung, die den Quellenwert noch mindert) ausgesprochen wenig informativ. Geradezu kurios sind angesichts der Qualität des Buches die panegyrischen „Angaben zum Autor“ aus der Feder des Moskauer Musikwissenschaftlers M.A. Saponov, die das Buch abschließen.

Ist der Originaltext (soweit man von der deutschen Ausgabe auf ihn schließen kann) qualitativ bereits äußerst fragwürdig, so finden sich in der äußeren Präsentation der deutschen Ausgabe Mängel, die den Wert der Publikation noch zusätzlich mindern.

In der Titelei fällt auf, dass weder der Name der Übersetzerin noch die Tatsache, dass es sich bei dem Buch um eine Übersetzung aus dem Russischen handelt, angegeben ist. (Beides wird beiläufig im Vorwort des Autors erwähnt.) Wer für die Redaktion des Buches verantwortlich zeichnet, geht aus der Titelei ebenfalls nicht hervor. Der entscheidende Mangel des Buches besteht jedoch darin, dass überhaupt weder eine fachliche noch eine sprachliche Redaktion feststellbar ist. Dies wäre jedoch ausgesprochen wichtig gewesen, da die Übersetzerin dem Text weder sprachlich noch inhaltlich gewachsen zu sein scheint.

Stellenweise ist der Text einfach unsinnig bzw. unverständlich. Dafür mögen zwei Beispiele genügen: „Dieser leuchtende, aber kurze Aufstieg der deutschen Truppe in Moskau beschrieb 1804 Stepan Petrovič Žicharev“ (S. 34). Über Palschus Klaviervariationen heißt es: „Diese Variationen brachten in die vaterländische Klavierkunst die fehlende Virtuosität zusammen mit der traditionellen Benutzung aller Registermöglichkeiten des Instruments und der polyphonen Methoden“ (S. 41).

Wenn eine Sängerin „in der Rolle der Zarin in der Zauberflöte“ auftritt (S. 34), wenn es heißt, Johann Josef Armsheimer habe bei V.V. Wurm (der ein bedeutender Lehrer für Blechblasinstrumente war) „Klarinette“ gelernt, wenn nicht existente oder unpassende Begriffe wie „Sacrée musicale“ (S. 28), „Kirchendiener“ (im Sinne von „Kleriker“, S. 25), „Sängerklasse“ (anstelle von „Gesangsklasse“, S. 38), „Migranten“, „Übersiedler“ (bezogen auf die Russlanddeutschen des 18. und 19. Jahrhunderts), „majestätische Erlaubnis“ (gemeint ist „kaiserliche Erlaubnis“, S. 125), „Damenlehranstalt“ (gemeint ist wohl „Mädchenschule“, S. 95), „Paulsbahnhof“ (gemeint ist der Pavlovsker

Bahnhof, S. 118) u.ä. gehäuft auftreten, hätte ein Redakteur doch Konsequenzen ziehen müssen. Für eine musikwissenschaftliche Publikation sind terminologische Fehler wie „zweifache“ und „dreifache Zungentechnik“ (S. 119) anstelle von „Doppel- und Tripelzunge“ oder „Transport“ (S. 191) anstelle von „Transposition“ einfach peinlich. Jacob Stählin war Mitglied der Historischen Akademie in Göttingen (nicht des „Göttinger historischen Instituts“) und der Leipziger „Deutschen Gesellschaft“ (nicht des „Leipziger Vereins der freien Wissenschaften“, S. 60). Solche Fehler – und das Buch ist voll davon – wären einem Redakteur oder Lektor aufgefallen.

Inhaltliche Widersprüche in dem Buch sind nicht immer eindeutig dem Autor oder der Übersetzerin zuzuschreiben. So heißt es in dem kurzen Absatz über die Walcker-Orgeln in Petersburg: Eine Walcker-Orgel von 1841 besitze die „Peter-und-Paul-Kirche auf dem Nevskij prospekt“ (S. 27), außerdem ist die Rede von einer großen Walcker-Orgel in der „Kathedrale des Heiligen Petrus auf dem Nevskij prospekt“ (S. 25), und drittens gibt es noch die evangelische St.-Petri-Kirche, ebenfalls auf dem Nevskij (!?). Der Flötist Wilhelm Kretschmann hat in Russland nicht das „böhmische Lehrsystem des Flötenunterrichts“ eingeführt, wie auf S. 50 vermerkt, sondern die von Theobald Böhm entwickelte sog. Böhmflöte aus Metall und mit verbesserter Klappentechnik! Das Buch ist voll von solchen Ungereimtheiten, die, mögen sie dem Autor oder der Übersetzerin zuzuschreiben sein, doch einem Redakteur auffallen müssen. Die zahlreichen Druckfehler (angesichts derer der kleine Errata-Zettel unfreiwillig komisch wirkt) und das unprofessionelle Layout machen weder dem Verlag noch den Herausgebern der Edition IME Ehre.

Ausgesprochen bedauerlich ist jedoch die Tatsache, dass ein überaus wichtiges und kulturpolitisch aktuelles Thema in einer so wenig überzeugenden Publikation „erledigt“ wurde. Dass dies gleich zweimal mit öffentlichen Mitteln geschah (die russische Ausgabe wurde von der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Russland, die deutsche vom BKM und dem Land Nordrhein-Westfalen finanziert), macht die Angelegenheit noch schlimmer.

Eine Kurzfassung dieses Buches erschien unter dem eigenartigen Titel „An der Quelle. Deutsche Musiker in Russland. Zur Entstehungsgeschichte der russischen Konservatorien“ (Lage-Hörste: BMV Verlag Robert Burau 2002, 142 S.). Dieses Buch ist analog der „wissenschaftlichen“ Variante der Edition IME aufgebaut. Die Kürzungen betreffen die ohnehin wenig einleuchtenden und redundanten Detailinformationen über die Dienstkarrieren deutscher Musiker. Immerhin

wurden die peinlichsten Fehler bereinigt. Damit ist das Buch immerhin lesbarer, wenn auch nicht lesenswerter, geworden.

Klaus Harer, Potsdam

St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg. Eine Stadt im Spiegel der Zeit, hrsg. v. Stefan Kreuzberger, Maria Kaiser, Ingo Mantzke u. Jutta Unser. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 2000, 350 S.

Die Baedeker der letzten Friedensjahre vor dem großen europäischen Bürgerkrieg weisen uns zuverlässige Wege in einen Kontinent, der seiner Grenzen müde wird. Die alliierten Interventionstruppen, die 1919 von Murmansk aufs revolutionäre Petrograd marschierten, sollen ihre Route an der englischen Ausgabe des Russland-Baedeker orientiert haben, der 1914 erstmals und einzig erschien. Russlands Metropole Sankt Petersburg, so jener Baedeker, gebe nach außen das Bild einer modernen und westlichen Stadt, seine nationalen oder russischen Merkmale träten weniger hervor; ausgenommen die kaiserlichen Paläste und einige der öffentlichen Bauten, wirkten die Gebäude an den Magistralen sämtlich modern und großzügig und manches Mal auch riesenhaft; ihr Stil allerdings erscheine einigermaßen monoton, und einzig die leuchtenden Farben, in denen sie gestrichen seien, hoben sie hervor.

Ein Blick vom Gottorper Globus hoch über der Kunstkammer am Nordkai der Neva bezeugt das Urteil jenes Baedeker. Türme und Kuppeln zahlloser Kirchen, Kanäle, Brücken, die Arme des Stroms lockern das Meer der Bauten. Doch ohne Maß bleibt die Schönheit dieser Stadt, eine Pracht ohne Ende, Granit über Sumpf, entlehnt, geborgt und gleich vielhundertfach die Pilaster, Simse und Lisenen aus klassischer Zeit. Das Auge ahnt die Leichtigkeit ihrer Vorbilder im Süden und Westen des Kontinents. Ihre Eleganz mutiert zur Wucht, die Kathedrale des Isaak gerät zur Monstranz der Gewalt, die Weite vor Generalität und Winterpalast degradiert den Passanten zum Wicht. Peitschenhiebe haben die Majestät Petersburgs geschaffen, und es strotzt vor Eitelkeit.

300 Jahre zählt die Gewalttat Peters des Großen. 1703 sollte sein Sanktpeterburch Schwedens Macht konterkarieren und zugleich das

Wissen des Westens ins Zarenreich transferieren. Zar Peter antizipierte die Vorstellung Napoleons eines ihm gemäßen Paris ebenso wie die wahnwitzigen Pläne Hitlers für den Neubau Berlins zur Welthauptstadt Germania. 1712 wird „Piter“, wie das Volk Peters Traum nennt, zur Hauptstadt des Reichs. 1805 kann Johann Gottfried Seume konstatieren, Petersburg sei mehr als Berlin und Wien, und es sei in einem Jahrhundert geworden.

Der Wille des Zaren wurde Wirklichkeit. Petersburg füllte seine Rolle als Schmelztiegel für das riesige Reich, als Laboratorium einer mühsam werdenden Nation – und als Popanz seiner höfischen Welt. Finnen, Schweden, Deutsche, Polen, Esten, Letten, Litauer, Weißrussen, Juden, Tataren, Kaukasier, Moldawier, Zuwanderer aus Sibirien und Fernost demonstrierten europäisch beispielhaft ethnische Pluralität. Hochadel und Dienstadel, Beamtenschaft und Proletariat, Unternehmer, Intelligenz, Literaten amalgamierten zur Nährlösung einer Avantgarde, die ungeachtet der sozialen Entwicklung des weiten Reiches agierte. Wollte Lenins Revolution überleben, musste sie in Moskaus Bojarenwelt übersiedeln. Unterfüttert von der Orthodoxie des Kreml konnte ein Stalin versuchen, die Gewalttat Petersburgs reichsweit zu wiederholen.

„Von St. Petersburg über Leningrad zu St. Petersburg“: Der uns vorliegende Band könnte ein Auftakt sein der deutschen Osteuropa-Wissenschaft zum dreihundertsten Jubiläum der Gründung des Zaren. Angelegt ist er allerdings als Festschrift zum 70. Geburtstag Alexander Steiningers, der 1930 in Leningrad geboren wurde als Sohn deutscher Eltern mit sowjetischem Pass. Der mörderischen Blockade der Stadt entkam er 1942 mit einem Transport von Kindern und Jugendlichen über das Eis des Ladogasees. Nachdem er sein Studium im Westen Deutschlands abgeschlossen hatte, holte ihn Klaus Mehnert als Russischlektor und redaktionellen Mitarbeiter seiner Zeitschrift „Osteuropa“ nach Aachen. Mehr als 30 Jahrgänge dieses „Osteuropa“ hat Alexander Steinger mitgestaltet und -geprägt, seit 1975 als verantwortlicher Redakteur.

Steiningers Leistung zu ehren, haben die Herausgeber Beiträge zweier Dutzend Autoren geworben, ein Bukett unterschiedlich gewichteter Facetten zur Entwicklung des imperialen Petersburg, des sowjetischen Leningrad und eines erneuerten Petersburg in der Russländischen Föderation der 1990er Jahre. In verwirrender Spontaneität reicht das Spektrum vom Wandel der Stadtstrukturen (Jörg Stadelbauer, Hans Hecker) über das Bernsteinzimmer (Sebastian Welter), den Smolenskij-Friedhof (Erika Voigt), die Krankenhäuser Peters-

burgs (Angela Rustemeyer), seine Unternehmer (Johannes Raschka), Juden (Yvonne Kleinmann) und Deutsche (Margarete Busch) zum Ausverkauf seines Kulturguts in der Leningrader Zeit (Waltraud Bayer) und seinen Wohngenossenschaften in selber Zeit (Julia Obertreis) bis zur Rockmusik (Dirk Holtbrügge), der Wirkung des Bankrottgesetzes (Roland Götz) und dem Jubiläum der Staatlichen Universität (Klaus Meyer) in der Gegenwart. Jörg Ganzenmüller und Aileen Rambow untersuchen von außen wie innen die furchtbare Zeit der deutschen Blockade 1941–1944. Biografische und literarische Impressionen ergänzen das Bukett: Erinnerungen des Diplomaten Walter Schmid, Anmerkungen von Bernhard Chiari zu F.V. Bulgarin, Wolfgang Kasack zur Lyrik Petersburgs, Karlheinz Kaspar zur Lachkultur im Leningrader Untergrund, Wolfgang Schlott zu Iosif Brodsky und Wolfgang Schriek zur Reiseliteratur in Vergangenheit und Gegenwart. Das fügt sich zu einem bunten Kaleidoskop – und ähnelt doch dem je und je engen Blick vorgeschobener Beobachter durch ihre Periskope.

Die vieljährige Redaktionsarbeit Steiningers hätte ein kritischer Rückblick auf den Beitrag der Zeitschrift „Osteuropa“ und ihrer Dependenzien zur westdeutschen und westeuropäischen Erkenntnis Russlands wohl würdigen können. Wir erinnern uns recht gut der Überraschung, mit der eine gutdotierte bundesrepublikanische DDR-Wissenschaft der revolutionären Wende des Objekts ihrer Forschung gegenüberstand. Und wir erinnern an die Ungläubigkeit deutscher und skandinavischer Sozialwissenschaftler, mit der sie in einem Seminar des Jahres 1984 in der Akademie Sankelmark den Thesen Vjačeslav Dašičevs als eines der Moskauer Vordenker zur Liberalisierung und Auflösung der Sowjetunion und zur Einheit Deutschlands begegneten. Haben Perestrojka und Glasnost und ihre Folgen auch Redaktoren und Autoren eines der führenden Organe der deutschen Osteuropa-Wissenschaft zu überrumpeln vermocht? Oder hat sich ihr analytisches Instrumentarium als tauglich erwiesen zur Hilfe für jene, die politische Entscheidungen vorbereiten und formulieren?

Aus den klügsten der Beiträge des Geburtstagsbandes ragen die Feuilletons von Marianne Butenschön und Markus Wehner, die eine freie Journalistin in Hamburg, der andere Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Beide beleuchten die Konkurrenz Petersburgs zu Moskau: Moskau als Vertreter des wahren, slawischen, orthodoxen Russland, aber auch des asiatischen, barbarischen, chaotischen, abergläubischen – je nach Blickwinkel des Beobachters; Petersburg als Verkörperung von Aufklärung, Liberalität, Moderne, Westen – oder

aber von Unglauben, Überfremdung, Bindungslosigkeit und mangelndem Russentum. Die Russländische Föderation könnte die Möglichkeiten Petersburgs nutzen, doch neige Moskau dazu, alles und jedes an sich zu ziehen, während Petersburg verfallt. Wehner und Butenschön bringen das Versagen der Föderation auf den Punkt: Statt von Initiative und Neuerungslust, Weltoffenheit und Widerrede an den Rändern des Reiches zu profitieren, dämpfe und ersticke die Zentrale deren Energie. Vergessen scheint die Lehre, dass Fortschritt aus These und Antithese sich nährt.

Dem deutschen Beobachter gerät das Potenzial Königsbergs in den Sinn. Als in der Zeit des Siebenjährigen Krieges die Truppen des Zaren das Preußenland besetzten, setzten sich in Königsbergs Albertina russische Offiziere zu Füßen des großen Immanuel Kant, und es war ein russischer Regimentsmedikus, dem der helle Sohn des Küsters von Mohrunge auffiel und der ihn, den jungen Johann Gottfried Herder, zum Studium nach Königsberg holte. Welche Chancen an Russlands Peripherie! Könnten diesem Russland Mut und Weitsicht zu einem erneuerten Petersburg kommen?

Dietmar Albrecht, Lübeck

Helmut Tschoerner, St. Petersburg. Stadt der Kirchen – Ort des Glaubens. Erlangen: Martin-Luther-Verlag 2001, 247 S., zahlreiche Abbildungen.

Als ausgewiesener Kenner der christlichen Konfessionen veröffentlicht der Autor hier eine Beschreibung Petersburgs besonderer Art. Das Buch enthält in großer Präzision und gepflegter Sprache viel mehr, als Helmut Tschoerner dem Leser ankündigt: ihm „einiges über das religiöse, kirchliche Leben und die Geschichte der wichtigsten hier beheimateten Glaubensgemeinschaften“ mitzuteilen. In allen Abschnitten dieses handlichen Buches wird dem Leser dreierlei nahegebracht: detaillierte Informationen über alle Gotteshäuser der Stadt Petersburg, Beschreibungen der spezifischen Prägung der hier anzutreffenden Glaubensgemeinschaften und ihres kirchlichen und religiösen Lebens und Einblicke in die historischen und kirchengeschichtlichen Zusammenhänge Russlands.

Unter der Überschrift „Dreihundert Jahre St. Petersburg“ gibt Helmut Tschoerner in einem ersten Teil einen Überblick über die Geschichte der Stadt, ihren Reichtum an Kultur und Kunst und ihre christlich-konfessionellen und anderweitig geprägten religiösen Verhältnisse. Die Stadt Petersburg zeigt sich ihm in dieser Beziehung als „Ort des Glaubens und der Toleranz“, erkennbar in den verschiedenartigen Bemühungen um Wirkmöglichkeiten und öffentliche Geltung der christlichen Denominationen und Religionen in dieser Stadt. In allen Kapiteln des Buches beschreibt Tschoerner, welch einen Einbruch das Jahr 1917 mit der Machtübernahme der Bolševiki bedeutete, wie stark das kirchliche und religiöse Leben durch das sowjetische Religionsgesetz von 1929 eingeschnürt wurde, welchen Destruktionen die Kirchen und Glaubensgemeinschaften in der stalinistischen Ära ausgesetzt waren. Das Buch führt die Beschreibung fort bis in die Gegenwart der neuen religiösen Möglichkeiten nach 1990 und zu der erneuten religiösen Privilegierung der Russisch-Orthodoxen Kirche.

In einem Kapitel des ersten Buchteils richtet der Autor ein besonderes Augenmerk auf die große Zahl der am Aufbau des kaiserlichen Russland und seiner Hauptstadt St. Petersburg beteiligten Personen deutscher Herkunft in den Bereichen der staatlichen Verwaltung, in Wissenschaft und Kultur, Bauwesen, Wirtschaft und Militär, richtet sich dieses Buch doch vor allem an deutschsprachige Leser.

Die Beschreibung der christlichen Konfessionen, ihrer Eigenart und Geschichte im Leben St. Petersburgs ist den folgenden und umfangreichsten Kapiteln vorbehalten. Naturgemäß der größte Raum gebührt der Russisch-Orthodoxen Kirche, ihrer Nähe zum zaristischen Hof, ihren gottesdienstlichen und künstlerischen Besonderheiten, ihrer wechselvollen Geschichte von der zaristischen Staatskirche über die Verfolgungszeit besonders während der 1930er Jahre, ihren politischen Einschränkungen und Einbindungen in den Nachkriegsjahren bis in die gegenwärtige neue Epoche. Ausführlich wird jede einzelne historisch bedeutsame und künstlerisch wertvolle Kirche beschrieben, verbunden mit Einzelheiten ihrer Entstehung und ihrer Geschichte, etwa zur besonderen Bedeutung der Kathedrale Peter und Paul als Begräbnisort der Zaren bis hin zur späten Beisetzung Niko-lajs II. und seiner Familie im Sommer 1998.

Nicht weniger gründlich sind die Darstellungen der Gotteshäuser der anderen Konfessionen, der Armenischen Orthodoxen und der Römisch-Katholischen und – von der Geschichte der Stadt her zahlreicher – der Evangelischen Kirchen verschiedener Nationalität. Auch die Beschreibung der Evangelischen Kirchen ist verbunden mit

Ausführungen zur Kirchengeschichte und zu den Wirkmöglichkeiten der Lutheraner und der Reformierten in Russland in Vergangenheit und Gegenwart. Eingehend wird auch die Geschichte der jüdischen Gemeinde der Stadt und der Renovierung der Großen Synagoge dargestellt. Wertvoll für den Besucher St. Petersburgs ist die Beschreibung der Friedhöfe in ihren besonderen Prägungen und mit ihren Möglichkeiten der Erinnerung an bedeutende historische Gestalten.

Helmut Tschoerner hat die Beschreibung der über 40 Gotteshäuser der Stadt für deutsche Leser zur Vorbereitung und als Begleitlektüre für ihre Besuche konzipiert, auch für Besucher, die sich in der Stadt nur kurz aufhalten können. Konkret sind darum im Anhang des Buches fünf Routen beschrieben, Rundgänge von zwei bis drei Stunden von Kirche zu Kirche mit ihren jeweiligen Anfangs- und Endpunkten der Metrostationen, dazu die Anfangszeiten von Gottesdiensten und die Adressen der wichtigsten kirchlichen Institutionen in der Stadt. Gründlich und weitgespannt hat Helmut Tschoerner ein Handbuch verfasst, das jedem Besucher der Stadt St. Petersburg zur Lektüre und zur inneren Beteiligung am religiösen Leben zu empfehlen ist.

Heinrich Wittram, Hemmingen

Johannes Reimer, Auf der Suche nach Identität. Rußlanddeutsche zwischen Baptisten und Mennoniten nach dem Zweiten Weltkrieg. Lage: Logos-Verlag 1996, 166 S.

Johannes Reimer, der selbst einer russlanddeutschen Mennonitenfamilie entstammt und seit 1976 in Deutschland lebt, studierte Theologie in Hamburg und Fresno (USA) und promovierte 1995 zum Dr. theol. Er ist Begründer (1986) und Evangelist des Missionswerks LOGOS International e.V. und seit 1997 Professor für Missiologie an der staatlichen Universität von Südafrika in Johannesburg. Mit diesem Büchlein stellt sich der Autor einer sehr speziellen, nicht nur kirchenhistorischen Problematik. Offenkundig bietet unter Mennoniten die Frage, was russische Baptisten und (russlanddeutsche) Brüder-Mennoniten eigentlich unterscheidet, Stoff für kontroverse Diskussionen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der Untertitel des Büchleins nicht besonders glücklich: Denn Lutheraner und Katholiken, die um

1920 mindestens 85% aller gläubigen Russlanddeutschen gebildet haben und unter den religiös gebundenen Umsiedlern heute 60% ausmachen dürften, würden sich wundern, in dieser Form zwischen Mennoniten und Baptisten gestellt zu werden.

Die Täufergemeinschaft der heutigen Mennoniten steht mit ihren schweizerischen Ursprüngen in der Tradition des „Dritten Zweiges der Reformation“. Aus dem südwestlichen deutschen Sprachraum vertrieben, erlebten die Täufer in Flandern, Ost- und Westfriesland nach der Überwindung des Täuferreiches von Münster (1534/35) ihre Profilierung; hier nahmen sie auch die Bezeichnung „Mennoniten“ an (abgeleitet von *Menno* Simons, 1496–1561). Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts setzte eine erhebliche Abwanderungsbewegung nach Westpreußen (Danzig, Marienwerder) ein, nach dessen Angliederung an Preußen (1772) die Auswanderung zumeist ärmerer Mennoniten ins Russische Reich erfolgte: an den südlichen Dnepr (Chortica/Chortitza bei Zaporož'e) und in den Raum nördlich der Krim (Moločna/Molotschna – Halbstadt, heute Moločansk). Kaiserin Katharina II. stattete sie mit noch weiterreichenden Privilegien aus (1788) als die seit 1763 an der Wolga siedelnden Hessen und Pfälzer. Im 18. Jahrhundert gingen die Mennoniten zur hochdeutschen Gottesdienst-, Predigt- und Schulsprache über, während sie in Heim und Öffentlichkeit weiterhin ihr Mennonitenplatt verwendeten. 1860 trennte sich ein vom pietistischen Geist einiger evangelischer Erweckungsprediger in deutschen Nachbarkolonien angesteckter Teil der Russlandmennoniten von den traditionellen Gemeinden und gründete die „Mennoniten-Brüdergemeinde“, die in der Sowjetzeit die traditionellen „Kirchlichen“ oder „Altmennoniten“ statistisch in den Hintergrund gedrängt hat.

In der notvollen Situation des Deportationsregimes (Arbeitsarmee/*Trudarmija*, bis 1945, und Sondersiedlung/*specposelenie*, bis 1955), unter welchem religiöse Aktivitäten streng verfolgt wurden, kamen viele Mennoniten-Brüder mit dem russischen Baptismus in Berührung, wenn sie in russischen Gemeinden der „Evangeliumschristen-Baptisten“ (künftig: EChB) Gastrecht erhielten. 1963/66 wurden die Mennoniten-Brüder offiziell in die „Union der EChB“ aufgenommen – wenige Jahrzehnte später bereits seien sie, heißt es, russische Baptisten mit mennonitischen Namen.¹ Vor diesem Hinter-

¹ Gerd Stricker (unter Mitwirkung von Walter Sawatsky), Mennoniten in der Sowjetunion seit 1941. Eine Facette rußlanddeutscher Kirchengeschichte, in: Kirche im Osten 27 (1984), S. 57-98.

grund fragt der Autor nach der Identität der einst deutschsprachigen Mennoniten-Brüder gegenüber den russischen Baptisten.

Hinsichtlich des behandelten Zeitraumes weckt der Untertitel des 1996 erschienenen Buches, zum Teil jedenfalls, falsche Vorstellungen: „nach dem Zweiten Weltkrieg“ heißt hier: bis höchstens 1990. Man erwartet eine Darstellung der Entwicklungen zwischen 1945 und etwa 1995, wobei der mit den Problemen vertraute Leser auf verlässliche Informationen auch über die Entwicklungen während der Perestrojka und in der postsowjetischen Phase hofft: Die untereinander tief zerstrittenen Baptistenverbände in der einstigen Sowjetunion spalten sich immer weiter, sodass der Außenstehende längst den Überblick verloren hat. Selbst die Perestrojka ist nur angedeutet. So wird z.B. mit keinem Wort erwähnt, dass im Zuge des deutschen Massenexodus praktisch alle Mennoniten auswanderten und es auf dem Boden des einstigen Russischen Reiches ein „Mennonitentum“ eigentlich nicht mehr gibt.

Spezialkenntnisse über die Geschichte der Freikirchen im Russischen Reich und der Sowjetunion, namentlich unter den Russlanddeutschen, werden vorausgesetzt. Das ist zwar bei Detailstudien legitim, hier aber eher ein Nachteil, weil eine pointierte Darstellung der Gründe, warum sich die „Mennoniten-Brüdergemeinde“ (künftig: MBG) von der traditionellen „ethno-religiösen“ Gemeinschaft des russländischen Mennonitentums 1860 getrennt hat, dem Leser von Nutzen wäre – ebenso eine Charakterisierung, wo eigentlich die Unterschiede (und die verbliebenen Gemeinsamkeiten!) zwischen den traditionellen und den Brüder-Mennoniten liegen, gerade mit Blick auf die hier versuchte Standortbestimmung gegenüber den Baptisten.

Die Studie wartet mit einer Fülle neuer Informationen über die Nachkriegszeit auf, die zur Klärung einiger offener Fragen beitragen, vor allem: unter welchen Umständen 1963 auf einem Kongress der EChB der Antrag gestellt wurde, die MBG in die „Union der EChB“ aufzunehmen. Die Schilderung der religiösen Situation unter dem Deportationsregime (von den Russlanddeutschen meist „Kommandantur“ genannt) ist facettenreich und plastisch.

Gemeinsame pietistische Grundlagen

Wichtig wurde, dass die Entstehung der Mennoniten-Brüdergemeinde (Stichdatum: 1860) mit den Anfängen des Baptismus in Russland (Stichdatum: 1861), jedenfalls unter den deutschen Kolonisten, zeitlich zusammenfiel und dass beide Bewegungen auf den gleichen geistlichen

– nämlich pietistischen – Grundlagen basierten. Johann Gerhard Oncken, der Vater des europäischen Kontinentalbaptismus, weilte 1869 persönlich unter den Schwarzmeerdeutschen – und taufte hier längst getaufte Lutheraner und Mennoniten auf baptistische Art neu: durch Untertauchen im offenen Gewässer. In besonderer Weise wurden Mennoniten, die mit ihrer Erwachsenentaufe von vornherein eine gewisse Nähe zum neuzeitlichen Baptismus aufweisen, zu Geburtshelfern des Baptismus unter den Russlanddeutschen – aber auch unter orthodoxen Russen und Ukrainern, indem Abraham Unger, Johannes Wieler und andere einige Slawen neu taufte, die später zu Gründungsvätern des russischen Baptismus wurden: Efim Cimbäl, Ivan Rjabošapka, Michail Ratušnyj u.a.

Unter dem Deportationsregime („Sondersiedlung“)

Nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion (22. Juni 1941) wurden die „Sowjetdeutschen“ (aber nicht nur sie) hinter den Ural und in den Hohen Norden deportiert. Die notvollen Bedingungen in der Deportation schienen auf ein Verschmelzen aller evangelischen Religionsgruppen – Lutheraner, Reformierte, Mennoniten, Baptisten, Adventisten und Pfingstler – hinauszulaufen, vor allem aus zwei Gründen. *Erstens* war bereits durch das Religionsgesetz von 1929 sowie im Terror der großen Stalinschen Säuberungen (Čistki, 1936–1938) jegliches institutionelle religiöse Leben in der Sowjetunion vernichtet worden. Die ihrem Glauben treu Gebliebenen waren gezwungen, ihre Religiosität im Verborgenen zu leben. Die nur noch nominell Gläubigen hingegen wandten sich unter dem Druck der Verfolgungen vom Väterglauben ab. *Zweitens*: Russlanddeutsche Gläubige aller protestantischen Denominationen kamen in den Deportationsgebieten – unter allergrößter Heimlichkeit – gemeinsam zu Betkreisen zusammen, trotz aller Verbote. Unter solcher Gefährdung interessierte sich unter den Gläubigen niemand für die konfessionelle Herkunft des anderen – es war dies eine spezielle „protestantische Ökumene der Deportation“. Die Hauptsorge bestand darin, einen Ort zu finden, wo man unentdeckt zusammenkommen konnte. Wachen wurden aufgestellt, Decken vor das Baracken- oder Wohnungsfenster gehängt, unauffällig musste man sich dem Versammlungsraum nähern, flüsternd wurde gepredigt, halblaut – und unter Tränen und Schweiß – wurden die vertrauten Lieder gesungen.

Diese „Ökumene“ funktionierte 15 Jahre lang, und zwar auf Grund zweier Voraussetzungen: Alle einte die deutsche Sprache; sodann war

der größte Teil derer, die sich unter so gefährlichen Umständen zu Betkreisen sammelten, daran gewöhnt, religiöse Versammlungen außerhalb eines amtskirchlichen Rahmens zu organisieren. Das war typisch für neoprotestantische Freikirchen (Baptisten, Adventisten, Pfingstler), sodann für Mennoniten-Brüder, aber auch für die lutherischen Brüdergemeinschaften, die, schon vor 1850 entstanden, auf Distanz zur lutherischen Amtskirche gegangen waren (ohne sich aber von ihr zu trennen) – sie alle waren beseelt von pietistischem Geist, den schwäbische „Stundenhalter“ in das Gebiet der heutigen Ukraine gebracht hatten. Erweckung, Wiedergeburt, Buße und Heiligung des Alltags bestimmten ihr Leben auch in der Deportation. Diesen „interprotestantischen“ Betkreisen schlossen sich kirchlich orientierte Lutheraner und Mennoniten an, die sich ihren Glauben bewahrt hatten.

Lutherische Brüder, Mennoniten-Brüder, deutsche Baptisten, Adventisten sowie Pfingstler hatten seit ihren Anfängen das gleiche erweckliche Liedgut benutzt („Reichsgottes-“ und „Zionslieder“, „Glaubensstimme“, „Heimatlänge“). Bei ihnen gehen der Glaubens taufe – an Erwachsenen natürlich – Erweckung, Buße und Wiedergeburt voraus (bei den lutherischen Brüdern, die gemäß lutherischer Lehre an der Kindtaufe festhalten, erfolgt die geistliche Wiedergeburt dagegen durch einen symbolischen Akt – die Aufnahme in die Brüdergemeinschaft). Auf der „Versammlung“ werden zahllose Liedstrophen gesungen; drei bis vier Brüder predigen über ihnen ad hoc zugewiesene Texte. Inbrünstiges gemeinsames und individuelles Gebet, unterbrochen von Schluchzen und Halleluja-Rufen, sind charakteristisch für diese ca. zweistündigen (in der Deportation natürlich verkürzten) Versammlungen.

Bald nach der Aufhebung der deutschen „Sondersiedlung“ 1955 zerbrach die deportationsbedingte protestantische Ökumene: Die Lutheraner stießen sich an der Erwachsenentaufe der anderen, die Baptisten ärgerten sich an der Kindtaufe der lutherischen Brüder, Anstoß erregten bei den übrigen die adventistische Sabbatheiligung und das pfingstlerische Zungenreden. Kaum hatte sich also der Druck von oben etwas gelockert, lief man auseinander. Es war wie ein Bahnhof, auf dem man – weil die Gleise zerstört waren – eine Weile zwangsläufig miteinander leben und sich arrangieren musste, den jedoch – als die Gleise wieder benutzbar waren – jeder in die Richtung verließ, aus der er gekommen war.

Fragwürdiger Anschluss der Mennoniten-Brüder an die russische Baptistenunion

Anders war die Situation bei jenen Mennoniten-Brüdern, die Anschluss an registrierte EChB-Gemeinden gefunden hatten. Reimer weist zu Recht darauf hin, dass Deutsche – Baptisten, Brüder-Mennoniten (auch kirchliche Mennoniten und Lutheraner, sofern sie sich neu taufen ließen) – zuweilen, wo es russische Baptistengemeinden gab, dort Gastrecht erhielten und in seltenen Fällen sogar deutschsprachige Versammlungen durchführen durften (häufig war aber das Gegenteil der Fall: dass Deutschen in EChB-Gemeinden die deutsche Sprache untersagt wurde²). Aber regelrechte Mennoniten-Brüdergemeinden dürfte es vor 1963 in der Union der EChB nicht gegeben haben, obwohl Stalin seine Strategie der „konzessionierten Registrierung“ religiöser Gemeinschaften³ bei den Protestanten mit einer Politik der Zwangsvereinigung verband: 1944 mussten sich Baptisten und Evangeliumschrinden (zwei baptistische Denominationen, die bis dahin nie zusammengefunden hatten) zur „Union der Evangeliumschrinden-Baptisten“ zusammenschließen, der sich 1946 auch die Pfingstgemeinden zu unterstellen hatten. Aber: Das waren *russische* Gemeinden, wohingegen die Mennoniten zu den deutschen „Faschisten“ und „sowjetdeutschen Vaterlandsverrätern“ zählten. Und die waren noch lange Sowjetbürger zweiter Klasse – auch in der EChB-Union.

Erst 1963/1966 kam es zu dem umstrittenen Anschluss deutscher Mennoniten-Brüdergemeinden an die russische EChB-Union, wobei unter Mennoniten gerätselt wurde, wer eigentlich diesen Anschluss zu verantworten hatte. Man vermutete meistens einen baptistischen Coup im staatlichen Auftrag.⁴ Danach sollen sich die meisten MBG der baptistischen EChB-Union angeschlossen haben. Reimer legt erstmals eine plausible Erklärung vor, wie es 1963 tatsächlich zum Antrag angeblicher Vertreter von Mennoniten-Brüdergemeinden gekommen war, diese in die staatlich anerkannte („registrierte“) EChB-Union aufzunehmen (S. 73 ff.): Wahrscheinlich war diese Union, nach der

² Ebenda, S. 72 f.

³ Peter Hauptmann, Gerd Stricker, Die Orthodoxe Kirche in Rußland. Dokumente ihrer Geschichte (860–1980). Göttingen 1988, S. 758–761: Stalin empfing am 4. September 1943 drei orthodoxe Metropoliten im Kreml.

⁴ Traugott Quiring, Die Kontroverse um die staatliche Kontrolle bei den Baptisten seit 1961. Erfahrungen des Leiters einer registrierten Baptistengemeinde in der Sowjetunion, in: G2W 11 (1988), S. 18–29.

tiefgreifenden Spaltung von 1961,⁵ wonach zeitweise knapp die Hälfte ihrer Mitglieder in den Untergrund ging,⁶ um einen sichtbaren Erfolg – hier: statistischen Zugewinn – bemüht. Deshalb schuf die EChB-Führung Tatsachen, ohne von den Mennoniten beauftragt gewesen zu sein. In der offiziellen Geschichtsschreibung der EChB-Union heißt es, Delegierte von Mennoniten-Brüdergemeinden hätten auf dem Kongress von 1963 offiziell um Aufnahme in die „Union“ gebeten,⁷ die ihnen 1966 gewährt wurde.

Mennonitische Teilnehmer dieses Kongresses bestritten diese Version jedoch von Anfang an.⁸ Es habe auf diesem Kongress überhaupt keine offiziellen Repräsentanten der MBG gegeben, da es damals noch gar keine Mennoniten-Brüdergemeinden in der EChB-Union gab! Heinrich Allert, ein Mennonit dem Namen nach, hatte den Antrag gestellt mit der Begründung: „Ich vermag keinen Unterschied zu sehen zwischen euch und uns und ersuche daher den Kongress, mennonitische Gemeinden in die Union der EChB aufzunehmen.“ Aber Allert war Mitglied einer *russischen* EChB-Gemeinde, keiner MBG; gleiches galt für Dietrich Hamm, Johann Martens und Traugott Quiring.⁹ Die EChB-Führung wollte aber in diesem Kontext wenigstens einige mennonitische Namen nennen.

Basierend auf Gesprächen mit Zeitzeugen zeichnet Reimer folgendes Bild: Der von Allert vorgetragene Antrag sei von der EChB-Führung heimlich vorbereitet worden; diese habe Allert auf irgendeine Weise dazu gebracht, dem Kongress den vorformulierten Antrag vorzutragen. Die anderen drei mennonitischen Glieder russischer EChB-Gemeinden seien dann gezwungen worden, ihre Unterschrift unter den Antrag von Heinrich Allert zu setzen. Dieser Anschluss der MBG an die Baptistenunion sei also keineswegs freiwillig gewesen – dem Vorgehen insgesamt habe etwas Intrigenhaftes angehaftet.

Nach Reimer haben die vier Mennoniten, die 1963 den Aufnahmeantrag unterschrieben hatten, dies mit Hoffnung gerechtfertigt, dass

⁵ Zu der bekannten Spaltung war es gekommen, als sich die Führung der registrierten „Union der EChB“ dem Regime gegenüber zu so weitgehenden Kompromissen drängen ließ, dass ein erheblicher Teil der Gemeinden und Tausende einzelner Gemeindeglieder die Union verließen und in die Illegalität abtauchten, weil die EChB-Führung wichtige Grundlagen eines aktiven Gemeindelebens aufgegeben hatte.

⁶ Quiring, Kontroverse (wie Anm. 4), S. 20-23.

⁷ *Istorija Evangel'skich Christian-Baptistov v SSSR* (Geschichte der Evangeliumschristen-Baptisten in der Sowjetunion). Moskva 1989, S. 244.

⁸ Walter Sawatsky, *Soviet Evangelicals Since World War II*. Kitchener, Ont./Scottsdale, Penns. 1981, S. 206 u. 280 f.

⁹ Vgl. auch Stricker, Mennoniten (wie Anm. 1), S. 75.

man durch eine kollektive Aufnahme der Mennoniten-Brüdergemeinden bei der EChB-Führung mehr erreichen könnte als durch die Gründung deutschsprachiger Sektionen in einzelnen russischen EChB-Gemeinden, denn darin würde solchen Plänen oft vehementer Widerstand entgegengesetzt. Jenen vier Mennoniten sei es vielleicht darum gegangen, den Mennoniten-Brüdern in russischen EChB-Gemeinden eine stärkere Position und der deutschen Sprache einen offiziellen Status zu verschaffen. Diese Hoffnungen haben sich erfüllt: In Sowjet-Asien gab es später innerhalb registrierter russischer EChB-Gemeinden eine ganze Anzahl deutscher Sektionen (Reimer nennt leider keine konkreten Zahlen), zuweilen mit Hunderten Gliedern (darunter neu getaufte Kirchliche Mennoniten und Lutheraner).

Das war aber ein Pyrrhus-Sieg: Die jungen Russlanddeutschen lernten, da in der Sowjetunion seit 1938/1941 deutschsprachigen Schulen verboten waren, nur noch Russisch; „Wolga- oder Schwarzmeerdeutsch“, das die Eltern sprachen, verlernte die Jugend auch in den EChB-Gemeinden mit deutschen Sektionen. Speziell wegen der Jugend hatten sich viele Mennoniten-Brüder EChB-Gemeinden angeschlossen und mussten nun erleben, dass die jungen Leute mit ihrer russischen Schulbildung die deutschsprachigen „Versammlungen“ mieden und die russischsprachigen Gemeindeveranstaltungen bevorzugten – so wurden sie zu Baptisten mit russischer Identität und nur noch mennonitischen Namen.

Übrigens stieß man in beiden EChB-Bünden, die es nach der Spaltung von 1961 gab, häufig auf mennonitische Namen – in der Führung der staatlich registrierten EChB-Union (Jakob Fast, Traugott Quiring, Viktor Krieger u.a.) sowie im abgespaltenen illegalen „Rat der Gemeinden“ (Georgij Vins/Wiens, Peter Peters u.a.).

Autonome Registrierung

Einige Mennoniten-Brüdergemeinden, in Karaganda, Omsk und im Altaj, lehnten jedoch einen Anschluss an die Evangeliumschrsten-Baptisten klar ab mit der Begründung, dieser führe zum Identitätsverlust der Mennoniten – selbst falls die Baptisten ihnen den Gebrauch des Deutschen gestatteten. Heinrich und Gerhard Wölk, Karaganda,¹⁰ sahen voraus, was dann tatsächlich eintrat (siehe oben). Heutige Baptisten mennonitischer Herkunft verstehen sich, wenn sie aus der eins-

¹⁰ Heinrich u. Gerhard Wölk, Die Mennoniten-Brüdergemeinde in Russland 1925–1980. Ein Beitrag zur Geschichte. Fresno 1981.

tigen Sowjetunion nach Deutschland kommen, als russische Baptisten und können mit „mennonitisch“ nichts mehr anfangen. Für jene Brüder-Mennoniten, die den Anschluss an die russische EChB-Union ablehnten, war die Sprache ein entscheidendes Identität stiftendes Merkmal.

Nachdem alle Versuche des sowjetischen „Rates für Angelegenheiten der Religionen“ gescheitert waren, das religiöse Leben im Untergrund, z.B. die von der „registrierten“ EChB-Union abgespaltenen Gruppierungen, irgendwie unter Kontrolle zu bringen, kamen die Sowjets den Untergrundgemeinden einen Schritt entgegen: Sie durften sich „autonom“ registrieren lassen. Das war eine beachtliche Konzession, denn bisher hatte sich jede Gemeinde einem großen Kirchenverband unterzuordnen, wenn sie die amtliche Registrierung erhalten wollte (diese war nötig, um ein Bethaus als gemeindliches Zentrum erwerben zu dürfen). Protestantische Gemeinschaften mussten sich entweder der EChB-Union oder der „Union der Adventisten“ anschließen. Das Angebot „autonomer Registrierung“ war für Gemeinden im Untergrund attraktiv, die sich nicht so sehr an der sowjetloyalen Haltung der staatlich registrierten Großverbände störten, sondern die die straff hierarchischen und streng autokratischen Strukturen dieser Verbände ablehnten. So nahm seit Ende der 60er Jahre eine Anzahl von Untergrundgemeinden die Möglichkeit der „autonomen Registrierung“ wahr, die eine relative kirchliche Selbstständigkeit bescherte – darunter Hunderte von lutherischen Brüdergemeinden und auch verschiedene MBG.

Man gewinnt aber keine konkrete Vorstellung darüber, wie viele deutsche Sektionen und MBG-Gemeinden es in der EChB-Union und wie viele autonom registrierte MBG es in der Sowjetunion gegeben hat. Der Rez. selbst hat zeitweise mit folgenden Zahlen operiert: etwa 300 deutschsprachige (Mennoniten-)Sektionen und MBG im Rahmen der russisch dominierten Union der EChB- in der ganzen UdSSR und ca. 60 unabhängige MBG-Gemeinden.¹¹ Reimer nennt keine Zahlen.

Zur mennonitischen Identität

Reimer bezeichnet den Weg jener MBG-Gemeinden, die sich nicht der Union der EChB anschlossen (z.B. Karaganda, Omsk, Altaj), sondern sich autonom registrieren ließen, für falsch mit der Begründung, sol-

¹¹ Gerd Stricker, Deutsches Kirchenwesen in Rußland, in: Rußland, hrsg. v. dems. Berlin 1997 (Deutsche Geschichte im Osten Europas. 10), S. 324-419, hier S. 416.

cher Separatismus sei nicht theologisch begründet, sondern „deutsch-national“ motiviert gewesen. Dem müsste man entgegenhalten, dass die autonome Registrierung, die den Gemeinden (wie z.B. den Lutheranern) ein relatives Eigenleben gestattete, in der damaligen Situation für die MBG vermutlich die bessere Lösung gewesen wäre. Was Reimer mit dem für die Nachkriegsgeneration suspekten Terminus „deutschnational“ meint, wird erst mit der Zeit klar: das Festhalten breiter Mennonitenkreise in der Sowjetunion am Deutschen. Mit dem Epitheton „deutschnational“ diskriminiert er aber deren legitimes Bestreben, die Sprache der Väter zu bewahren.

Reimer, der Baptisten und Mennoniten-Brüder im Prinzip als identisch sieht, sie dogmatisch praktisch gleichsetzt (S. 29-50), stellt drei Kriterien heraus, die gemeinhin als Unterscheidungsmerkmale zwischen Mennoniten-Brüdern und Baptisten angeführt werden, und spricht diesen Kriterien heute das Trennende ab: das pazifistische Grundanliegen der Mennoniten, ihre Gemeindelehre und die Fußwaschung.

Pazifismus: Die Baptisten haben im Zarenreich und in der Sowjetunion die Ableistung des Militärdienstes dem Gewissen des Einzelnen überlassen; nach 1945 sind in der Sowjetunion Wehrpflichtige aus „registrierten“ EChB-Gemeinden in der Regel der Militärpflicht nachgekommen. Reimer argumentiert, dass die baptistische Führung nur unter dem staatlichen Druck das pazifistische Grundanliegen aufgegeben habe – schließlich hätten die Evangeliumschrsten-Baptisten im Untergrund (die „Initiativniki“) den sowjetischen Militärdienst grundsätzlich verweigert und für diese couragierte Haltung schwer leiden müssen. Auf die *Eidesverweigerung* – ein weiteres mennonitisches Kriterium – geht Reimer nicht weiter ein.

Gemeindelehre: Diese Frage beantwortet Reimer knapp mit dem Hinweis darauf, dass „sich die modernen Glaubensbekenntnisse der EChB alle vom Bekenntnis der Mennoniten-Brüdergemeinde von 1902 ableiten oder sich daran orientieren“ (S. 48) – ein Unterschied zwischen ihnen könne also gar nicht bestehen. Dieses Axiom hätte man anhand der Praxis gern eingehender beleuchtet gefunden.

Fußwaschung: Reimer erkennt sie – obgleich bei den Baptisten unbekannt – nicht als trennenden Faktor an. Er weist darauf hin, dass die Fußwaschung nur noch von ganz wenigen, sehr konservativen MBG praktiziert wird.

Da es also praktisch keine theologischen Unterschiede zwischen EChB und MBG gebe, sollten sich die Mennoniten-Brüdergemeinden und ihre Glieder den russischen Evangeliumschrsten-Baptisten an-

schließen. Die Zerstörung der geschlossenen mennonitischen Lebenswelt mit ihren dichten Familienbanden, der gänzliche „Verfall ethno-konfessioneller [mennonitischer] Strukturen“ (S. 80) infolge der Deportation 1941 habe die spezifische (platt-)deutsch-mennonitische Kultur aufgelöst. Vor diesem Hintergrund wird das Festhalten am Deutschen, wie Gerhard und Heinrich Wölk es fordern, für Reimer zu einem „deutschnational“ motivierten Irrtum. – Die Schlussfolgerung Reimers, nur weil die Mennoniten in der einstigen Sowjetunion ihre Sprache(n) – Mennonitenplatt und Hochdeutsch – verloren hätten, müssten sie die Identität der ihnen dogmatisch nahen Baptisten annehmen, greift zu kurz. Andere Modelle wären zumindest vorstellbar. Vergleichsmöglichkeiten, die sich hinsichtlich der konfessionellen Identitätsfrage – wenigstens bis zu einem gewissen Grade – bei den russlanddeutschen Lutheranern anbieten, bleiben ungenutzt.

Die Gegenüberstellung von Baptismus und Mennoniten-Brüdergemeinde ist schwierig, weil der russische Baptismus – Reimer erwähnt das – in vielerlei Varianten begegnet. Dennoch stellt Reimer die baptistischen Positionen immer als relativ einheitlich dar und setzt sie mit den Positionen der MBG fast gleich. Dabei hat er anscheinend nicht berücksichtigt, dass es im Russischen Reich einen deutschen Baptismus (mit vielen Mennoniten), der – von Oncken geprägt – sich in einem eigenen Verband organisieren konnte, sowie einen autochthon russischen Baptismus gab, der – mit starken Wurzeln im russisch-orthodoxen Sektentum – bis 1905 offiziell verboten war und nur über illegale Strukturen verfügte. (Teile des Molokanen- und des Duchoborzentrums sind in den russischen Baptismus eingemündet und haben den russischen Baptismus stark geprägt.)¹² Broschüren aus der Zeit um 1900 zeugen von enormen Spannungen zwischen diesen nationalen Gruppierungen: Die „ordentlichen“ deutschen wollten wegen der angeblich chaotischen Zustände bei den russischen Baptisten nichts mit diesen zu tun haben. Der Leser hat den Eindruck, Johannes Reimer habe sich, wenn er in Vergleichen (zur Zeit vor dem Ersten Weltkrieg) eine große Nähe der Mennoniten-Brüder zu den Baptisten in Russland herausstellt, sich schwerpunktmäßig auf die deutschen – und nicht die russischen – Baptistengemeinden bezogen.

Auf die Frage „Seid ihr Baptisten oder Mennoniten-Brüder?“ antwortet Reimer mit einem ausgesprochenen Unwort: „Baptomenonitismus“ (S. 97 ff.): „Wir sind irgendwie beides, Brüdergemeinde

¹² Gerd Stricker, *Russische Sekten*, in: *Religionen in der UdSSR – Unbekannte Vielfalt*, hrsg. v. dems. u. Ottokar Basse. Zollikon 1989, S. 79-83.

und Evangeliumschristen-Baptisten“ (S. 100). Es handele sich um „Schwesterbewegungen“, die in den schwersten Zeiten sowjetischer Verfolgung zusammengefunden hätten. Diese Bewegung trage von beiden Gruppen etwas in sich. „Und doch haben die Menschen, die dieser Bewegung einmal angehört haben, eine gemeinsame Identität. Diese zu entdecken, mag die Sache der Zukunft werden“ (S. 103). Dem Titel zufolge hätte man allerdings erwartet, die Antwort nicht in der Zukunft, sondern in diesem Buch zu finden.

Gerd Stricker, Zürich

Ulla Lachauer, Ritas Leute. Eine deutsch-russische Geschichte.
Reinbek: Rowohlt 2002, 432 S.

Zum Thema „Russlanddeutsche“ ist heute aus historischer wie aus gegenwartsbezogener Sicht eine recht solide Bibliografie vorhanden, die sich nicht nur nach Sachbereichen, sondern auch nach wissenschaftlichen Richtungen klassifizieren lässt. In den letzten beiden Jahrzehnten leisteten Historiker, Ethnologen, Soziologen und Sprachwissenschaftler aus mehreren Ländern einen beachtlichen Beitrag zur Erforschung der Geschichte und der gegenwärtigen Lage der Russlanddeutschen im Russischen Reich, in der UdSSR, der Russischen Föderation und den anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Qualitativ hochwertige historiografische Analysen zu Richtungen und Zielen künftiger wissenschaftlicher Forschungen werden heute von der Wissenschaft und der interessierten Öffentlichkeit als Maßstab angelegt, um neue Veröffentlichungen über Russlanddeutsche (unabhängig von Genre und Stil) beurteilen zu können. Um es gleich vorwegzunehmen: Das neue Buch von Ulla Lachauer, das aus einer ganzen Reihe populärer Literatur über Russlanddeutsche herausragt, wird diesen Erwartungen voll gerecht.

Die Handlung weckt als erstes das Leseinteresse. Die Autorin, die durch Zufall mit russlanddeutschen Aussiedlern, mit Rita Pauls und „deren Leuten“ in Kontakt kommt, stellt fest, dass diese Menschen auch in der neuen Heimat vielfach ihrer früheren Welt verhaftet blieben. Es ist eine fremd anmutende, ja paradoxe Welt, die so oft auf Unverständnis, ja auf Ablehnung der „Einheimischen“ stößt. Aber auch „Fremde vertragen keine neugierigen Augen“, obwohl sie „zu-

gleich den verständnisvollen Blick der sie umgebenden Gesellschaft brauchen“ (S. 24), so die Autorin über die Situation. Daher entstand ihr Wunsch, Berührungspunkte zwischen diesen zwei scheinbar grundverschiedenen Lebenswelten zu finden – ein Wunsch, der zum Leitfaden während der Arbeit an „Ritas Leuten“ wurde.

Auch Ulla Lachauer muss sich an die neuen Mitbürger zunächst vorsichtig herantasten, denn hinter Aufmerksamkeit und Interesse für deren früheres und heutiges Leben wird allzu oft reine Neugier vermutet. Erst nachdem eine von „Ritas Leuten“ aus der Großeltern-generation – Oma Maria Pauls, die zu einer der Zentralfiguren werden wird – aus ihren bisherigen Erfahrungen heraus feststellt, „da ist eine, wo [wirklich] wissen will“, kann die anfangs unbequeme Fragerin, die immer wieder auf Zurückhaltung stieß, Einblick in diese Welt nehmen. Sie ist fasziniert von ihr und genießt die Augenblicke, wenn sie sich vom Strom der Erzählungen und Erinnerungen treiben lassen kann.

Zur Rekonstruktion der Familiengeschichte lässt die Autorin nicht nur die Hauptfiguren des Buches zu Wort kommen und über Erlebtes berichten, sondern unternimmt auch selbst zusammen mit Rita eine ausgedehnte Reise in das ferne Lysanderhöh im Volga-Gebiet, in dem die deutschen Vorfahren der Familie einst ihr Leben als Ackerbauern in Russland begonnen hatten; in das sibirische Dorf Kokčenevo, in dem Ritas russische Mutter Anastasia aufwuchs und in dem ihre im Zweiten Weltkrieg verwitwete Babuška, die andere Oma, Aleksandra Kirilova auch heute noch zu Hause ist; in das noch fernere Kanada, wo ein Zweig der Familie nach der Flucht aus dem postrevolutionären Russland im Jahre 1926 heute lebt; nach Karaganda, dem Schauplatz des gesamten Nachkriegslebens der Familie. Im Wechselspiel von Damals und Heute, von Orten der Vergangenheit in Erinnerungen und dem nach längerem Wegsein neu gewonnenen Erkenntnissen über die alte Heimat, von Emotionalem und Rationalem entsteht ein facettenreiches Bild des Lebens der Großfamilie Pauls und ihrer Landsleute. Anhand der Familienbiografie wird zugleich die Geschichte eines ganzen Volkes und des russischen/sowjetischen Staates im 20. Jahrhundert vor dem Hintergrund wichtiger weltgeschichtlicher Ereignisse rekonstruiert.

Viel Aufmerksamkeit widmet die Autorin der Rolle der Familie im Erziehungs- und Tradierungsprozess, bei der Formung und Wahrung der ethnischen Identität. Bei den Pauls, wie übrigens in den meisten russlanddeutschen Familien, in denen die Männer ewig auf Arbeit waren, jahrelang auch zwangsweise von der Familie weggerissen

waren oder den Stalinistischen Terror und die unmenschlichen Bedingungen in der „Trudarmija“ (Arbeitsarmee) nicht überlebt hatten, waren die Frauen, insbesondere aus der Großelterngeneration, für die Erziehung zuständig. So auch Oma Maria, das eigentliche Oberhaupt des großen Familienverbandes. Die Treffen aller Angehörigen bei ihr in der Weihnachts- und Osterzeit oder anlässlich anderer Feier- und Gedenktage stärkten nicht nur das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Großfamilie, sondern auch der Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe. Für Rita und ihre Schwester ist ihre deutsche Komponente, ihr Deutsch-Sein untrennbar mit den Überraschungen vom Osterhasen oder mit Erzählungen und Liedern in deutscher Sprache im Kreise der Verwandten verbunden. Sie fühlen sich als Deutsche, wenngleich ihr Deutsch allein auf das Verstehen von Omas Aufforderungen wie etwa „komm essen“ oder „geh schlafen“ reduziert war.

In der Familie Pauls spielten aber nicht nur die deutschen Traditionen eine wichtige Rolle. Schon Ritas Vater Heinrich war sozusagen in zwei Welten aufgewachsen – der deutschen zu Hause und der russischen außerhalb der Familie. Und das war für ihn ein natürlicher Zustand. Noch mehr traf das auf Rita zu, die eine russische Mutter hatte. Da waren von Anfang an gleich zwei, mitunter ebenfalls grundverschiedene Welten in der Familie (man denke nur an Ritas deutschmennonitische Oma Maria und die russische Babuška Aleksandra Kirilova – die Autorin meint gar, „unterschiedlichere Großmütter als Rita kann ein Mensch kaum haben“), und hinter der Wohnungstür war die Welt ohnehin sowjetisch. Rita sieht darin nichts Außergewöhnliches. Es war eher Alltag in ethnisch gemischten Familien, und in Kazachstan, dem „Planeten der einhundert Völker“, gab es noch so viele andere Welten, von denen man so manches für immer verinnerlicht hatte. Das Beispiel der Familie Pauls zeigt, dass die These von der doppelten (deutschen und russischen) Identität der Russlanddeutschen gar nicht so unbegründet ist.

Ulla Lachauer zeichnet mit „Ritas Leuten“ ohne jegliche Effekthascherei ein Bild des „gewöhnlichen Sowjetmenschen“, der in den 1960er – 1980er Jahren in der UdSSR lebte. Familie, Arbeit, das Streben nach einem bestimmten Einkommen bildeten die wichtigsten Inhalte dieses Lebens. Der Durchschnittsmensch war in das gesellschaftliche System eingebunden, doch diese Einbindung gestaltete sich manchmal lockerer als man erwartet. Die meisten brachten es fertig, sich Freiräume für ihre eigene Welt mit klar umrissenen Grenzen zu diesem System zu schaffen.

Freiräume scheinen für die Russlanddeutschen vielfach auch in der neuen Heimat zur Lebensphilosophie und (Über-)Lebensstrategie zu gehören. Die Autorin will diesem Phänomen auf den Grund gehen, weil diese Menschen und ihre Kinder heute ein Teil der deutschen Gesellschaft sind. Kein Wunder, dass sie dem Thema „Russlanddeutsche in Deutschland“ mehrere Kapitel des Buches widmet. Am Beispiel der Familie Pauls, die in der früheren Heimat gleichsam in zwei oder gar drei Welten lebte und von jeder etwas in die neue Heimat mitnahm, führt sie dem Leser ein ganzes Jahrzehnt mit mehreren Anpassungsphasen an eine völlig neue (nunmehr vierte) Welt vor Augen. Die Autorin zeigt, dass sich diese Anpassung für die einen leichter, für die anderen aber viel schwieriger gestaltet. Denn die Aussiedler sind keine einheitliche Gruppe – es gibt Menschen aus Städten und vom flachen Lande, aus Mittelasien und Sibirien, aus früheren deutschen Siedlungen und solche, die erst in Deutschland mit ihren russlanddeutschen Landsleuten in Kontakt kamen. Schließlich stammen viele Russlanddeutsche, und das schon seit der Elterngeneration, aus gemischtnationalen Familien. Klar ist, dass sie alle ‚anders‘ sind als die einheimische Bevölkerung und nicht verstehen können (Rita reagiert gar ungehalten), warum das, zumindest in der Anpassungsphase, nicht akzeptiert wird. Für die Autorin ist es keine Frage, dass diesen Menschen in freier Entscheidung überlassen werden sollte, ob sie bestimmte Komponenten ihrer früheren Identitäten nun völlig aufgeben oder beibehalten. Das Beispiel Ritas und vieler bereits integrierter Aussiedler zeigt aber auch, dass sie (und auch die Gesellschaft) von ihrer früheren Identität eher profitieren können.

Immer wieder verfolgt die Autorin die Frage nach dem Grund der Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland. Mit der simplen Antwort, alle wären vom Ausreisefieber gepackt gewesen, will sie sich nicht zufrieden geben. Durch intensives Mitdenken, Mitfühlen und schließlich durch Miterleben gelangt sie zu dem Schluss, „dass nach so viel Schrecken über so eine lange Zeit nichts mehr heil werden konnte“. Und weiter im Text: „Die Leidensgeschichte war untergründig der sicherlich wichtigste Faktor der Entscheidungen“ (S. 394). Dies ist eine durchaus ernst zu nehmende Feststellung und wohl auch ein Wink für die Wissenschaft, sich mit Migrations- und Verhaltensfragen zu beschäftigen.

Ebenso interessant sind die Überlegungen der Autorin zur Etymologie des Begriffs „Rusaki“, eine seit den 1980er Jahren aufgekommene Selbstbezeichnung der in Deutschland lebenden Russlanddeutschen.

Bei der Lektüre des Buches lassen sich ohne weiteres einige in der Wissenschaft praktizierte Forschungsmethoden (etwa „narratives Interview“, „Leitfadeninterview“, „Tischgespräch oder teilweise Gruppendiskussion“, „teilnehmende Beobachtung“) aufzeigen. Doch würde die Behauptung, als ausgebildete Historikerin, als erfolgreiche Journalistin und Dokumentarfilmerin, kurzum als Kennerin der Materie habe die Autorin bei der Rekonstruktion der Biografien der Familie Pauls und der Präsentation der einzelnen Porträts auf diese Methoden zurückgegriffen, bei ihr sicherlich nur ein Schmunzeln hervorrufen. Denn sie ist zwar eine geübte Fragerin und wohl auch eine nicht minder erfahrene „teilnehmende Beobachterin“, doch vor allem ist sie von Anfang an unmittelbare Teilnehmerin und wohl auch in gewisser Hinsicht Mitgestalterin des Geschehens, ja sie bringt nicht nur sich, sondern auch „ihre Leute“, vor allem ihren Schwiegervater Alfred Lachauer, Kriegsgefangener in Karaganda, in die Handlung ein. Ähnlich wie im Fall der Familiengeschichte der Pauls, die sich auf zwei Ebenen abspielt – auf der einen die von den Pauls empfundene und berichtete Geschichte der Familie, auf der anderen die von der Autorin recherchierte Familiengeschichte – haben wir es mit zwei Ebenen der Geschichte von Alfred Lachauer zu tun – der von der Schwiegertochter gehörten und der in Archivadokumenten belegten Geschichte dieser mit viel Zuneigung gezeichneten Figur.

Ulla Lachauer vermittelt „Ritas Leuten“ Schritt für Schritt deren eigene Geschichte. Vor allem Heinrich Pauls, „das Kind des Terrors“, und seine Tochter Rita, das Kind einer stagnierenden und nicht mehr umbaufähigen Gesellschaft, denen die eigene Familie eigentlich schon immer viel bedeutete, denen man aber ein kritisches Geschichtsbewusstsein schlechthin gründlich ausgetrieben hatte, finden daran zunehmend Gefallen. Zum ersten Mal wird ihnen der ganze Niedergang der Familie zu Sowjetzeiten bewusst. Doch „bei den Älteren mag sich das Gefühl: ‚Was haben wir doch alles durchgestanden!‘ intensiviert haben; vielleicht schwingt heute mehr Stolz darin mit“ (S. 396), lautet das Fazit der Autorin. Die Leidensgeschichte, die für die Ausreisentscheidung ausschlaggebend war, eignet sich wenig für die sich in der neuen Umwelt schwierig gestaltende Neuorientierung und Behauptung. Sie muss einem neuen Selbstbewusstsein weichen. Und dieses Selbstbewusstsein wird bei „Ritas Leuten“ nicht zuletzt durch die ihnen vermittelte Geschichte gestärkt. Aber auch Ulla Lachauer denkt intensiver über die Lebenswelt der eigenen Angehörigen nach und lernt sie auf diese Weise besser kennen. Am Schluss steht ein klares Bekenntnis: „Mir fällt auf, wie sehr ich mich daran gewöhnt habe,

eigene Familiengeschichten und russlanddeutsche parallel zu denken“ (S. 418). Diese sich immer wieder „berührenden Parallelen“ sind die eigentliche Stärke des neuen Buches von Ulla Lachauer. Der Untertitel – eine deutsch-russische Familiengeschichte – bezieht sich nicht nur auf „Ritas Leute“, sondern in gewisser Hinsicht auch auf die Verwandten der Autorin.

Die Geschichte von „Ritas Leuten“, die bereits nach den ersten Seiten das Interesse des Lesers weckt, hält ihn bis zum Schluss in Bann. Zahlreiche Fotos, Karten, eine Zeittafel und der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reichende Stammbaum von Rita Pauls sind für den Leser zuverlässige Orientierungshilfen.

Dieses Buch, das aus einem „weitgespannten Programm der Völkerverständigung der Robert Bosch Stiftung“ hervorgegangen ist, dient bereits in dritter Auflage der Verständigung von Menschen und Völkern, nicht zuletzt aber auch der Differenzierung des durch einseitige Presseberichte stark angeschlagenen Bildes der Russlanddeutschen in der neuen Heimat. Sicherlich wird die Geschichte von „Ritas Leuten“ vielen Aussiedlern zugleich ein Spiegelbild ihrer selbst und des Grades ihrer Akzeptanz in der deutschen Gesellschaft sein, ihnen einen Anstoß geben, über sich und ihr Leben dort und hier intensiver nachzudenken, und damit einen wichtigen Beitrag zur Integration der Russlanddeutschen in ihre neue Heimat leisten.

Natalia Hefe, Göttingen

Politik und Religion in der Sowjetunion. 1917–1941, hrsg. v. Christoph Gassenschmidt und Ralph Tuchtenhagen. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2001, 260 S. (Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa. 23).

Die Herausgeber begründen die Notwendigkeit dieses Buches damit, dass in den meisten Darstellungen zur Lage der Religionen in der Sowjetunion die unterschiedliche Behandlung der Religionen nicht genügend herausgearbeitet worden sei. So bietet der Band einen nach Religionen und Konfessionen geordneten Überblick über das Verhältnis der Politik zu den unterschiedlichen Religionen der Sowjetunion. Die Herausgeber bedauern, dass eine Darstellung des Buddhismus und seiner Behandlung durch die sowjetischen Behörden fehlt,

haben aber offenbar selber nicht bemerkt, dass daneben leider auch die Geschicke der Römisch-Katholischen Kirche und der Unierten unbeachtet geblieben sind.

Bisher unbekanntes Archivmaterial wird in keinem der insgesamt neun Beiträge erschlossen. Doch bietet der Band jedem Kenner der Materie auch so genügend interessante und ihm neue Informationen. Das ist nach der von Gesamtkenntnissen der Lage der Religionen in der Sowjetunion kaum getrüben Einleitung aus der Feder der beiden Herausgeber nicht so selbstverständlich, wie es scheinen könnte, erstens weil hier ein alter Lenin-Mythos heraufbeschworen wird mit der Behauptung, Lenin und seine Anhänger hätten Zwang in Glaubensdingen abgelehnt und auf Überzeugungsarbeit gesetzt. Spätestens seitdem Peter Hauptmann und Gerd Stricker in dem von ihnen herausgegebenen Quellenband „Die Orthodoxe Kirche in Rußland, Quellen ihrer Geschichte“ unter Nr. 236 einen Geheimbrief an die Mitglieder des Politbüros vom 19. März 1922 veröffentlicht haben, dürfte die Unterscheidung zwischen dem auf Überzeugungsarbeit setzenden Lenin und dem gewalttätigen Stalin hinfällig geworden sein. Es ist denn auch bezeichnend, dass in Wolfgang Hellers Aufsatz „Die Russische Orthodoxe Kirche 1917–1941“ (S. 13–46) dieses Schreiben Lenins (S. 27) zwar zitiert, die schlimmste Passage aber übergangen wird: „Je größer die Zahl von Vertretern der reaktionären Bourgeoisie und Geistlichen ist, die es uns bei dieser Gelegenheit zu erschießen gelingt, desto besser!“ Ich weiß nicht, wie man den Autor dieser zynischen Zeilen zum Vertreter gewaltloser Überzeugungsarbeit stilisieren will. Glücklicherweise hat die unsinnige Charakterisierung Lenins nur den Beitrag Wolfgang Hellers nachhaltig geprägt.

Die zweite falsche Voraussetzung in der Einleitung der Herausgeber, die Wolfgang Heller bereitwillig übernommen hat, ist die These, die sowjetischen Behörden hätten die Russische Orthodoxe Kirche gegenüber anderen Religionsgemeinschaften bevorzugt (S. 9). Höchstens für die Zeit nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mag das in gewisser Hinsicht gelten. Wolfgang Heller führt das zu der Behauptung: „Patriarch Sergij äußerte sich 1944 in höchst aufschlußreicher Weise zur ‚Wahrheit über die Religion in Rußland‘; in dieser Schrift spiegelt sich das Selbstverständnis [!] der Russischen Orthodoxen Kirche in jener Zeit wider: Eine Verfolgung der Gläubigen gebe es nicht“ (S. 13). Nun wird man gewiss darüber streiten können, ob das Buch über die „Wahrheit über die Religion in Rußland“ eigentlich zu verantworten war. Dass der Patriarch aber nicht freiwillig, und schon gar nicht dem „Selbstverständnis“ der Russischen Orthodoxen Kirche

entsprechend, alle Verfolgungen abgestritten hat und dass seine unwahren Behauptungen vielmehr gerade die Brutalität der Verfolgung der Kirche erkennen lassen, die nicht einmal offen über ihre Verfolgung klagen durfte, war bisher eigentlich Forschungs-Konsens. Offensichtlich vermag Wolfgang Heller auch Gesetzestexte nicht zu lesen, sonst könnte er nicht behaupten, es sei „aufgrund der Gesetzeslage ein Kampf gegen die Religion nicht nachweisbar“ (S. 19). Heller bezieht sich hier auf das Dekret „über die Trennung der Kirche vom Staat und der Schule von der Kirche“ vom 23. Januar 1918, das die rechtliche Basis für die erste Welle der Verfolgung der Religion gelegt hat. Auf der anderen Seite hat die Verfassung der RSFSR das Bekenntnis zur Religion noch nicht auf den Kultraum begrenzt (S. 24). Das haben erst die Maßnahmen des Jahres 1929 besorgt.

Die dritte falsche Voraussetzung der Herausgeber spiegelt die Behauptung: „Die Menschen lebten Religion nicht in erster Linie aus Glaubensüberzeugung, sondern als einen Bestandteil ihrer Kultur“ (S. 10). Die Mehrzahl der Betroffenen hätte hier wohl keine Unterschiede gesehen. Hier wird etwas getrennt, was in den Augen der Betroffenen zusammengehörte.

Auch die konfessionskundlichen Kenntnisse Hellers lassen zu wünschen übrig. So ist V.A. Bellavin nicht, wie Heller schreibt, „als Patriarch Tichon inthronisiert worden“ (S. 19). Den Namen Tichon führte V.A. Bel(l)avin vielmehr bereits seit seiner Mönchsweihe im Jahre 1891. Anders als römische Päpste erhalten orthodoxe Patriarchen bei ihrer Inthronisation keine neuen Namen. Die Behauptung, dass *die* Reformation das „est“ der Stiftungsworte des Abendmahls („hoc est enim corpus Meum“) als „significat“ interpretiert habe (S. 28), lässt die innerreformatorischen Unterschiede in geradezu haarsträubender Weise außer Acht. Ebenso unsinnig ist die Behauptung: „das ‚Dogma‘ der Russischen Orthodoxen Kirche schloß eine ganze Anzahl heidnischer Elemente mit ein (‚Dvoeverie‘)“ (S. 29). Für das Dogma gilt das gerade nicht, und auch im Brauchtum wurde das Dvoeverie, der Synkretismus aus Christentum und vorchristlichen Riten und Vorstellungen, wenngleich mit nicht immer befriedigendem Erfolg, von der orthodoxen Kirche bekämpft.

Nach einem solchen Beitrag wendet man sich dem Aufsatz von Peter Hauptmann „Die russischen Altgläubigen unter sowjetischer Religionsbedrückung 1917–1941“ (S. 47–63) mit umso größerem Vergnügen zu. Das ist ein grundsolider, interessanter und kenntnisreicher Artikel ohne den ideologischen Ballast einer Pseudowissenschaftlichkeit, die die Grausamkeit der Bedrückung der Religion in Russ-

land verschleiert, wie es in der Einleitung und in Hellers Aufsatz geschieht. Ganz richtig werden die im Vergleich etwa zur Russischen Orthodoxen Kirche größeren Einbußen des Altgläubigentums – nach anfänglicher Bevorzugung gegenüber der früheren Staatskirche – damit erklärt, dass das „weder an einem härteren Vorgehen der Sowjetmacht ihm gegenüber“ lag „noch an einem geringeren Maß an Standhaftigkeit in seinen Reihen“, sondern „rein soziologische Gründe“ hatte (S. 47). Diese werden dann an der Tatsache verdeutlicht, dass Altgläubige besonders in den von den Bolševiki am heftigsten bedrängten Schichten (Kaufleute, Industrielle, Kosakentum, starke Bauernschaft, S. 50) vertreten waren.

Der Aufsatz von Ilma Reißner „Die Georgische Orthodoxe Kirche in den Jahren von 1917 bis 1941. Von der Oktoberrevolution bis zum Zweiten Weltkrieg“ (S. 65-85) vermittelt gute Kenntnisse über das Ergehen einer Kirche, über die man im Westen allein schon aus sprachlichen Gründen insgesamt wenig weiß. Die inzwischen verstorbene Autorin mehrerer Bücher über Georgien hat ihre Kontakte dazu genutzt, sich von georgischen Freunden Texte übertragen zu lassen, die dem westlichen Menschen sonst nicht zugänglich sind. Bei allen Unterschieden der sowjetischen Religionspolitik gegenüber den verschiedenen Kirchen und Religionen werden auch Gemeinsamkeiten darin deutlich, dass – außer bei den Altgläubigen, wo solche Versuche völlig verfehlt gewesen wären – stets, und so auch in Georgien, der Versuch unternommen wurde, eine Entsprechung für die ‚Lebendige Kirche‘ zu schaffen, die die Russische Orthodoxe Kirche in Schwierigkeiten gebracht hat. Erstaunlich ist dagegen, dass es der georgischen Kirche gelungen ist, nach einem Opportunisten wie Christofor eine so bedeutende Gestalt wie Kallistrat (Cincadze; * 1866, † 1952) als Patriarchen durchzusetzen.

Von einem Aufsatz, der aus den Vorarbeiten für eine Habilitationsschrift herausgewachsen ist, könnte man eine intensivere Nutzung von Quellen, z.B. auch von Archivmaterial, erwarten, als sie in dem Beitrag von Hacik Rafi Gazer, „Die Armenische Apostolische Kirche in Sowjetarmenien in den Jahren 1917–1941“ (S. 87-107), geboten wird. Offenbar verfügt der Verfasser über keinerlei Russischkenntnisse, die für eine Arbeit über Sowjetarmenien eigentlich unumgänglich sind. Jedenfalls wird kein einziger russischer Titel angeführt. Einige unbekannte Begriffe und Abkürzungen wie „Kondak“ und „AEZ“ bleiben unerklärt. Dafür wird die Schwere und Grobheit einer „äußerst repressiven Religionspolitik“ nicht verschleiert, wie man nach der Einleitung der Herausgeber befürchten könnte, und die Mär

von der Bevorzugung der Russischen Orthodoxen Kirche wird von Hacik Rafi Gazer ebenso wenig wie von Ilma Reißner wiederholt. Wie für den Beitrag von Ilma Reißner gilt, dass der Aufsatz sehr viele Informationen über die hier dargestellte Kirche vermittelt, die über das in den einschlägigen Nachschlagewerken (z.B. Theologische Realenzyklopädie) Dargestellte weit hinausgeht.

Der Beitrag „Die Evangelisch-Lutherische Kirche in der Sowjetunion 1917–1941“ (S. 109–138) von Christoph Gassenschmidt zeigt, dass sich viele Züge der sowjetischen Religionspolitik in der Anwendung auf unterschiedliche Konfessionen und Religionen nur wenig unterscheiden. Wie alle kleineren Religionsgemeinschaften werden auch die Lutheraner nach der Oktoberrevolution zunächst etwas günstiger behandelt. Es gelingt sogar erstmals der Aufbau einer eigenen Kirche der Wolgadeutschen. Doch dann folgen die üblichen administrativen Maßnahmen, u.a. die Benachteiligung der Pastorenkinder, Verhöre und Schikanen, bis nach 1929 die Brutalität der Verfolgungen auch hier ihren Gipfel erreicht. Die vom Verfasser angeführten Fakten widerlegen seine Behauptung, Partei und Behörden sei es bis 1929 noch um „wissenschaftliche Aufklärung“ gegangen, erst dann habe sich brutale Gewalt durchgesetzt. Die Bedrückung der Lutheraner war vielmehr von allem Anfang an gewaltsam, richtete sich aber (wie bei der Orthodoxen Kirche auch) zunächst vorwiegend gegen Institutionen und Kirchenführung, bis sie nach 1929 die Gläubigen, die noch offen an ihrem Glauben festhielten, unterschiedslos verfolgte. Man wird auch nicht – wie der Autor es (S. 137) tut – sagen können, nach 1929 seien „alle nicht-orthodoxen religiösen Gemeinschaften“ unterdrückt worden. Denn unterdrückt wurde auch die Orthodoxie, deren Bestand an geöffneten Kirchen z.B. bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auf etwa 100 herabgedrückt worden war und von deren Bischöfen nur noch vier in Freiheit wirkten.¹

Der Beitrag von Ralph Tuchtenhagen, „Zwischen sozialer Utopie und Verfolgung. Protestantische Freikirchen in der Sowjetunion 1917–1941“ (S. 139–165), zeigt wie der Gassenschmidts die vorübergehende Bevorzugung von Freikirchen und Sekten, die aber bereits in der Mitte der 20er Jahre ihr Ende fand. Entgegen dieser schon negativen Tendenz wurde, um das Eindringen „bürgerlicher“ Ideologien über die Ausbildung von Predigern im Ausland zu verhindern, 1927 den Evangeliumschrsten-Baptisten ein theologisches Seminar geneh-

¹ V. Cypin, *Istorija Russkoj Cerkvi 1917–1997* (Geschichte der russischen Kirche 1917–1997). Moskva 1997, S. 254.

migt, das freilich 1929 bereits wieder geschlossen wurde. Ist das alles sehr aufschlussreich, so versteigt sich der Autor in seiner Feindschaft gegen die Orthodoxie zu der Behauptung, das Regime habe nach einer tragenden Organisation gesucht, die ihm hörig sei. „Eine solche Organisation stand Stalin zu Beginn der 1930er Jahre in Gestalt der Orthodoxen Kirche zur Verfügung. Diese hatte schon zu zarischen Zeiten die Fahne des Nationalismus gehißt, sie sollte auch im Stalinismus zu seinem Bannerträger werden.“ Es ist zwar nicht zu leugnen, dass sich die Leitung der Russischen Orthodoxen Kirche, insbesondere nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, dem Regime patriotisch angedient hat. Von einer „Allianz zwischen dem Regime und der Orthodoxen Kirche“ (S. 155) kann man gleichwohl nicht sprechen. Alliierte verfolgt man nicht. Die Russische Orthodoxe Kirche aber ist mit unglaublicher Härte verfolgt worden. Dafür sprechen die oben angeführten Zahlen.

Der Beitrag von Heinz-Dietrich Löwe und Frank Grüner, „Die Juden und die jüdische Religion im bolschewistischen Russland“ (S. 167-205), zeigt, dass die Auflösung des geschlossenen jüdischen Milieus im westrussischen Shtetl zu einem raschen Verlust an Religiosität führte. „Insgesamt lag 1937 (...) der Anteil der über 16-jährigen religiösen Juden mit 17,4% deutlich unter dem der anderen großen Religionen“ (S. 197). Es ist bedauerlich, dass die Verfasser dieses insgesamt schönen Artikels wenige Versuche anstellen, dieses Phänomen zu erklären. Andere Begründungen als die des Verlusts eines geschlossenen jüdisch-religiösen Milieus findet man nicht. Auch bei der Unterdrückung und Verfolgung gläubiger Juden war die Entwicklung nicht gleichmäßig. So seien 1924 die antireligiösen Kampagnen vorübergehend abgeklungen (S. 191). In Moskau gelang in der Mitte der 20er Jahre sogar die Gründung einer Untergrundkreditkooperative, die Kleinkredite an Handwerker vergab, und die Jahre 1934–1937 hätten „auch für die Juden eine gewisse Entspannung“ gebracht (S. 197). Als es 1941–1945 „zu kriegsbedingten Konzessionen gegenüber der orthodoxen Kirche“ gekommen sei, habe es keine entsprechenden Erleichterungen im Umgang mit der jüdischen Religion gegeben (S. 200).

Frank Neemann zeigt in seinem Beitrag „Der Sowjetstaat und der Islam 1917–1941“ (S. 207-235) die Unsicherheit, die das Verhalten des kommunistischen Regimes zum Islam durchgehend spiegelt. Zunächst versucht Lenin die Muslime zu gewinnen, indem er ihnen Freiheit verheißt, dann wissen die kommunistischen Ideologen nicht, wie sie die sozialgeschichtliche Rolle des Islam einzuschätzen haben, 1922 werden nach vorübergehendem Verbot sogar die Scharia-Gerichte wieder

zugelassen und die Verstaatlichung der als „*waqf*“ bezeichneten religiösen Stiftungen faktisch aufgehoben. So zeigte die „sowjetische Islampolitik insgesamt bis zum Ende der 20er Jahre – im ersichtlichen Unterschied zur rigorosen Verfolgung der russischen Kirche – ein flexibleres Gesicht“ und „nachgiebigere Methoden“ (S. 215). Seit 1927/28 kommt es dann aber doch zu Bedrückungsmaßnahmen und antiislamischer Propaganda, teilweise unter dem Vorzeichen der Frauenemanzipation, bis die verschärfte Religionsgesetzgebung von 1929 auch gegenüber dem Islam greift. Immerhin bleiben mit offiziell 1 312 „arbeitenden“ Moscheen mehr islamische als christliche Gotteshäuser auf dem Territorium der Sowjetunion geöffnet. Durch die politischen Erfordernisse bedingt, bekommt der Islam seit 1942 wie die Orthodoxe Kirche einen begrenzten Spielraum mit behördlich kontrollierten Institutionen und einer islamisch-theologischen Hochschule in Buchara.

Dass sich der „antiislamische Terror“ (S. 222) nicht so verhängnisvoll auswirkte wie die Verfolgungen anderer Religionen, z.B. der Orthodoxie, sieht der Verfasser in Fehleinschätzungen des Regimes begründet, das orthodoxe Gegebenheiten auf den Islam projiziert und im Kampf gegen den Islam ein im Kampf gegen die Orthodoxie entwickeltes, hier untaugliches Instrumentarium eingesetzt habe. Es habe nicht wahrgenommen, dass „unter der offiziellen Fassade der weitgehenden Zurückdrängung des Islams und der Auslöschung seiner angestammten Institutionen“ „gerade diese Religion wie kaum eine andere über geeignete Voraussetzungen und Grundeigenschaften“ verfügte, „die ihr auch in Zeiten härtester öffentlicher Bedrängung zu einer zähen Weiterexistenz verhelfen“ (S. 223 f.). Der Verfasser nennt hier die Flexibilität in der Anwendung der islamischen Anforderungen an die Gläubigen und das Fehlen einer Hierarchie. Ich denke, es müsste auch die Einfachheit der islamischen Glaubenslehren hinzugefügt werden. Mit einer Zerschlagung äußerer Institutionen war der Islam jedenfalls weit weniger zu treffen als die Orthodoxe Kirche oder das priesterliche Altgläubigentum.

Der Band schließt mit dem Beitrag von Marjorie Mandelstam Balzer, „*Shamanic Communities of the Soviet North*“ (S. 237-255), einer Gruppe, deren Anhänger z.Zt. der Herrschaft der russischen Staatskirche weithin formell die Orthodoxie angenommen hatten und einen schamanisch-orthodoxen Synkretismus praktizierten. Für sie bedeutete wie für die christlichen Sekten die Oktoberrevolution die Befreiung, die für die nichtorthodoxen Kirchen und für das Altgläubigentum bereits die Toleranzgesetze von 1905 und 1906 gebracht hatten (in

den Beiträgen von Heller und Gassenschmidt ist übersehen worden, welche Entspannung bereits diese Toleranzgesetze bewirkt hatten). Mit dem Beginn der Verfolgung der Orthodoxen Kirche kehrten die dem Schamanismus anhangenden Völker offen zu Schamanen-Praktiken zurück. Doch der Kampf gegen die Religionen verschonte auch den Schamanismus nicht. Schon 1924 war die Kontrolle schärfer als in der Zarenzeit, und die Zeit nach 1929 bezeichnete auch hier den Beginn von Verfolgungen, die, wie die neue Blüte nach dem Ende der Sowjetunion zeigt, den Schamanismus nicht zu überwinden vermochten.

Jedem der Aufsätze ist ein Literaturverzeichnis beigefügt, einigen Beiträgen wie dem von W. Heller sind Statistiken und Tabellen im Anhang beigefügt. So ist ein trotz seiner Mängel nützliches Arbeitsbuch entstanden, das manche nützlichen Informationen bietet.

Karl Christian Felmy, Erlangen

Detlef Brandes, Andrej Savin, Die Sibiriendeutschen im Sowjetstaat 1919–1938. Essen: Klartext-Verlag 2001, 495 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa. 19).

Die Geschichte der deutschen Bauern in Sibirien war in der Sowjetunion schon vor der Perestrojka Gegenstand regionalhistorischer Untersuchungen, und zwar im Rahmen von Studien über nationale Minderheiten in den ersten Jahren der Sowjetmacht.¹ 1967 konnte Lev Malinovskij, Mitarbeiter eines akademischen Instituts, über die deutschen Siedler in Sibirien in den Jahren 1925–1936 an der Universität Tomsk sogar promovieren. Wenn diese Arbeit auch alle Maßnahmen

¹ M.N. Kolotkin, Nacional'nye sekcii RKP(b) v Sibiri i ich dejatel'nost' (konec 1919–1925 gg.). Avtoreferat dissertacii na soiskanie učenoj stepeni kandidata istoričeskich nauk (Nationale Abteilungen der Russländischen Kommunistischen Partei [Bol'seviki] – RKP[b] in Sibirien und ihre Tätigkeit in den Jahren 1919–1925. Thesenpapier der Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Kandidaten der Geschichtswissenschaften). Novosibirsk 1983; V.V. Demidov, Partijnoe rukovodstvo kolchoznom stroitel'stvom sredi nacional'nych menšinstv Sibiri (1929–1932) (Parteileitung des Aufbaus der Kolchosen unter den nationalen Minderheiten Sibiriens [1929–1932]), in: Dejatel'nost' partijnych organizacij Sibiri po socialističeskomu preobrazovaniju i razvitiju derevni (Tätigkeit der Parteiorganisationen Sibiriens beim sozialistischen Umbau und der Entwicklung des Dorfes). Novosibirsk 1982, S. 68–79 u.a.

der Sowjetmacht rechtfertigt und die Ergebnisse dieser Politik einseitig darstellt (die Frage, wie schwer es die Deutschen mit diesem System hatten, durfte sich der Autor damals ersparen), so wäre eine ähnliche Untersuchung über die von Haus und Hof vertriebenen Schwarzmeer- oder Wolgadeutschen zur damaligen Zeit undenkbar gewesen. Mehrere Umstände führten dazu, dass in Sibirien diese Thematik offener und mit mehr Akzeptanz behandelt wurde als anderswo: Zum einen hatten hier deutsche Bauern noch vor dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Siedlungen, schwerpunktmäßig um die Städte Omsk und Slavgorod (Altaj) gegründet, aus denen sie 1941 nicht vertrieben wurden, sodass sie als „alteingesessene“ Minderheit galten. Zum anderen behandelten sibirische Forscher die deutsch-russischen Beziehungen im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich unvoreingenommener als ihre Kollegen andernorts, wozu zweifelsohne die 1957 erfolgte Gründung der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaft der UdSSR mit ihrem Zentrum in Novosibirsk maßgeblich beitrug. Diese Filiale erzeugte von Anfang an eine geistige Aufbruchstimmung und schuf nicht nur im geisteswissenschaftlichen Bereich größere akademische Freiräume.

Seit Anfang der 1990er Jahre nahm das wissenschaftliche Interesse an der Geschichte und Kultur der Sibiriendeutschen sprunghaft zu. Es erschienen zahlreiche Publikationen vornehmlich russischer Autoren. In dieser Reihe nimmt die minutiöse gemeinsame Untersuchung von Detlef Brandes, dem Direktor des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, und Andrej Savin, einem russischen Doktoranden aus Novosibirsk, einen herausragenden Platz ein.

Die Volkszählung von 1926 registrierte in West- und Ostsibirien 78 798 Deutsche, die zu 91% auf dem Lande lebten. Die Siedlungsschwerpunkte waren die Bezirke (uezd) Omsk mit 34 617 und Slavgorod mit 31 743 Personen; verstreut liegende Kolonien gab es in den Bezirken Rubcovka (mit 1 929 Einwohnern), Barabinsk (1 892), Tara (1 631) und Minusinsk (1 520). Bis auf den letztgenannten Bezirk befanden sich alle Gründungen in Westsibirien. Die einzigen Städte mit nennenswerter deutscher Bevölkerung waren Omsk (1 977 Personen) und Slavgorod (1 623). In letzterer machten sie 9,1% der Gesamtbevölkerung aus.² Die Mehrheit der deutschen Bauern um Slav-

² Vsesojuznaja perepis' naselenija 1926 goda. Tom VI: Sibirskij kraj. Burjato-Mongol'skaja ASSR. Otdel 1. Narodnost'. Rodnoj jazyk. Vozrast. Gramotnost' (Allunions-Volkszählung 1926. Bd. VI: Region Sibirien. Autonome Sowjetische

gorod stellten Mennoniten; bei den Siedlungen um Omsk handelte es sich überwiegend um Lutheraner (S. 419).

Besonders ausführlich, ja man möchte fast sagen akribisch, beschreiben die Autoren die vielschichtigen Umwälzungen der Jahre 1920–1931, in denen die bäuerliche Gesellschaft einen dramatischen Wandel durch die gewaltsame Durchsetzung der Sowjetmacht, die ruinöse Enteignungspolitik der Jahre 1920–1923 und die daraus resultierende Hungersnot erlebte. Nach der Abwendung der humanitären Katastrophe durch das Eingreifen des Hilfswerks der amerikanischen Mennoniten und dem auf Grund des völligen Versagens der Sowjetregierung in der Wirtschaftsführung erzwungenen Rückzug des Staates auf seine Machtbereiche während der Neuen Ökonomischen Politik kam es zu einer gewissen wirtschaftlichen Erholung und zur inneren Stabilisierung der deutschen Gemeinden. Eine große Rolle spielte dabei der Mennonitische Landwirtschaftliche Verband, der von den Machthabern vorübergehend toleriert wurde.

Im Zuge der Offensive der bolschewistischen Führung zur Wiedererlangung ihrer machtpolitischen Hegemonie verstärkten sich seit 1927 die staatlichen Repressionen, die zur Auflösung des Mennonitischen Verbandes, zum Verbot des v.a. von den Mennoniten zwischenzeitlich in eigener Regie wiedereingeführten Religionsunterrichts, zur Verfolgung von Gläubigen und der Verstaatlichung der Schule durch die Ausgrenzung der Dorfgemeinde, zur schrittweisen Einschränkung des privaten Besitzes, zu Enteignungen und Verbannung der sog. Kulaken (Großbauern) führten und in der Zwangskollektivierung der bäuerlichen Wirtschaften gipfelten. Erst 1931 gelang es den Machthabern, die vormals selbstständigen deutschen Bauern und Handwerker endgültig zu einem besitzlosen Landproletariat zu degradieren, das in den organisierten Kollektivwirtschaften vollständig vom Staat abhängig war.

Zwischen diesen Jahren lagen dramatische Ereignisse des gewaltlosen Widerstandes der deutschen ländlichen Bevölkerung, der in einem spektakulären Auswanderungsversuch seinen Höhepunkt erreichte und dadurch die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregte (S. 278–358). Bis Mitte November 1929 versammelten sich in Moskau rund 13 000 Bauern, in ihrer überwiegenden Mehrheit Mennoniten aus den Slavgoroder Kolonien, von denen sich 5 671 die Erlaubnis zur Aus-

Sozialistische Republik Burjat-Mongolien. Abteilung 1: Volkszugehörigkeit. Muttersprache, Alter. Lese- und Schreibfähigkeit). Moskva 1928, S. 11, 15, 20, 52, 62, 64, 67 u. 70 f.

reise nach Deutschland und von dort aus nach Nordamerika erkämpfen konnten.

Die politische Bedeutung dieser Aktion für das weitere Schicksal der sibirischeutschen Bauern war enorm. Ein hoher Parteifunktionär legte darüber folgendes Urteil ab: „Der deutsche Kulake schoss nicht mit der Flinte. Aber er hat uns so eine politische Ohrfeige verpasst, die gravierender war als der schwerwiegende Verlust einzelner Aktivisten (...) Der kulakische Terror ist eine Belanglosigkeit im Vergleich zu der politischen Aktion, die der deutsche Kulak mit ideeller und organisations-politischer Hilfe des amerikanischen Kapitalismus durchgeführt hat. Eine stattliche Zahl der Knechte und Armbauern im dreizehnten Jahr des Bestehens der Sowjetmacht zu organisieren und sie zu führen, ist wesentlich komplizierter und effektiver als in der Dunkelheit der Nacht einen Aktivisten zu erschießen.“³ Diese Bloßstellung auf der weltpolitischen Bühne vergaßen die sowjetischen Machthaber nie, und in dem seit 1934 und insbesondere 1937/38 entfesselten Terror rächten sie sich grausam an den deutschen Bauern. Den vordergründigen Anlass zu einer Verhaftung und Verurteilung lieferte die damalige Teilnahme an der Auswanderungsbewegung; weitere Anklagepunkte zielten auf das Vorhandensein von Verwandten im Ausland oder beliebige Kontakte mit westlichen Ländern bzw. mit Ausländern. Das schien der wichtigste Grund zu sein, weshalb bei der etwa gleichen Größe der Minderheit in der Region Altaj 3 171 Deutsche verurteilt und davon 2 412 erschossen wurden und im Gebiet Omsk „nur“ 539 bzw. 128 (S. 410).

Auch Gründe und Motive zur Errichtung eines nationalen deutschen Rayons in Sibirien werden einer ausführlichen Analyse unterzogen (S. 218-245). Als Hauptverfechter der Zusammenlegung der deutschen Siedlungen in eine territoriale Einheit erwiesen sich die Mitglieder der nationalen deutschen Sektionen bei den Gouvernements- und Kreispartei Komitees. Die Bildung eines nationalen Rayons, so erhofften sie sich, würde „den Status der deutschen Kommunisten erhöhen und sowohl lokale als auch höherrangige sowjetische Parteifunktionäre zwingen (...), auf sie Rücksicht zu nehmen“ (S. 223). Der Großteil der Bevölkerung nahm zu diesem Vorhaben eher eine skeptische bis ablehnende Haltung ein. Mit Recht sahen die Betroffenen in der Gründung eines nationalen Rayons vornehmlich ein Mittel der beschleunigten Sowjetisierung der deutschen Ge-

³ Zitiert nach L.V. Malinowskij, V obščem stroju (In Reih und Glied), in: Altaj (1969), Nr. 3, S. 86.

meinden. Die reibungslose Auflösung 1938 durch das Exekutivkomitee der Region Altaj unterstrich nur die geringe Bedeutung dieser Form der „nationalen Selbstbestimmung“.

Diese nationalitätenpolitische Maßnahme der Bolševiki wirft einige grundsätzliche Fragen auf. Dienten auch die höheren Stufen der territorialen Autonomie in der UdSSR, etwa ein autonomes Gebiet, eine autonome oder Unionsrepublik, die wesentlich mehr formale Rechte als administrative Kreise besaßen und in der sowjetischen Verfassung verankert waren, ebenfalls nur dem Zweck der politischen Aufwertung der örtlichen Kommunisten? Verstanden sich die führenden Partei- und Sowjetfunktionäre aus den nationalen Gebieten und Republiken nur als Exekutionsgehilfen des Zentrums, oder fühlten sie sich auch in nicht geringerem Maße als Lobbyisten der örtlichen Interessen in den höheren Partei- und Staatsgremien, Unionsministerien und -behörden? Bedeutete die Existenz der autonomen Territorien vielleicht doch eine gewisse Berücksichtigung der Belange der Titulernationalitäten in Kaderfragen, im Bereich der höheren Bildung oder des muttersprachlichen Schulunterrichts? Diese Überlegungen prägten die Diskussionen um die Wiederherstellung des deutschen Rayons seit Ende der 1980er Jahre. Es wurde sogar vorgeschlagen, in der Region Altaj, wo sich früher der Deutsche Rayon befunden hatte, ein „Autonomes Land der Sowjetdeutschen“ mit breiten Autonomierechten zu gründen.⁴ Dieses Land sollte, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, eine eigene Verfassung und ein gewähltes Parlament mit gesetzgebenden Funktionen besitzen, seine Vertreter auf die Unionsebene delegieren und weitgehende Selbstverwaltung erhalten. Allerdings wurde die Wiederherstellung des Rayons „Halbstadt“ im Juli 1991 und die Gründung des Deutschen Rayons „Azovo“ in der Nähe von Omsk im Februar 1992 wieder in Form von administrativen Kreisen vorgenommen. Ob damit nationale Belange der deutschen Minderheit wirkungsvoll berücksichtigt werden können, darf sehr bezweifelt werden. Das Statut des Deutschen Rayons Halbstadt bezweckt dies auch gar nicht.

Kritisch ist zu dieser Arbeit anzumerken, dass zur besseren Einordnung der deutschen Siedlungsgebiete eine politisch-administrative Karte Sibiriens sehr hilfreich gewesen wäre. Einige Textabschnitte wir-

⁴ Konstitucija (Osnovnoj zakon) Avtonomnoj zemli sovetskich nemcev (proekt) (Verfassung [Grundgesetz] des Autonomen Landes der Sowjetdeutschen [Entwurf]), in: Svodnyj analitičeskij otčet. K voprosu ob obrazovanii nemeckoj nacional'noj avtonomii na Altae (Zusammengefasster analytischer Bericht. Zur Frage der Bildung der deutschen nationalen Autonomie in Altaj). Barnaul 1990, S. 52-58.

ken wie eine Aneinanderreihung von Auszügen aus diversen Parteidokumenten, und die Autoren sorgen kaum für eine hinreichende Bewertung der Glaubwürdigkeit oder Aussagekraft dieser Passagen. Man fragt sich, wieso die detaillierten und zuverlässigen Ergebnisse der Volkszählung von 1926 oder die informative Studie von Andrej Brejze und Michail Kolotkin: „Deutsche Diaspora in Sibirien in den 1920 und 1930er Jahren“ keine Erwähnung finden.⁵ Selbst ein geübter Leser fühlt sich gelegentlich in einem „Zifferndschungel“ verloren (z.B. S. 78, 249 u. 306).

Dennoch geben die Autoren in ihrem Werk eine facettenreiche Darstellung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen einer ethnischen Minderheit in der sowjetischen Gesellschaft vor dem Zweiten Weltkrieg und bieten damit eine solide Grundlage für weitere Fragestellungen, ob es sich nun um die Rolle der städtischen Deutschen oder auch um das keineswegs spannungsfreie Verhältnis zu den Nachbarvölkern in dieser Region handelt. Auf diese Vorarbeit können sich breit angelegte Untersuchungen der bislang nur punktuell erforschten Kriegs- und Nachkriegsgeschichte der Deutschen in Sibirien stützen.

Viktor Krieger, Heidelberg

⁵ A.A. Brejze, M.N. Kolotkin, Nemeckaja diaspora Sibiri: 1920–1930-e gg. (Die deutsche Diaspora Sibiriens: die 1920er und 1930er Jahre). Novosibirsk 1997.

Victor Dönninghaus, Reform, Revolution und Krieg. Die Deutschen an der Wolga im ausgehenden Zarenreich. Essen: Klartext 2002, 315 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 23).

Nach dem Erscheinen der Monografien von Detlef Brandes¹ und Dietmar Neutatz², in denen das Leben der Deutschen im Süden Russlands und in Wolhynien vorwiegend seit den Reformen von Aleksandr II. und bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges behandelt wird, stellte sich trotz des insgesamt gelungenen Bandes aus der Freiburger Konferenz von 1992³ die Frage nach einer ähnlichen Monografie für die Deutschen in der Wolga-Region. Die Aktualität eines solchen Vorhabens ergab sich nicht zuletzt aus der nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Herrschaftsregimes entstandenen neuen Archivlage in Russland, die einmalige Forschungsmöglichkeiten und neuwertige Erkenntnisse verhielt. Auch die jüngsten deutschen, russischen und US-amerikanischen Veröffentlichungen⁴ zu Teilaspekten der Ge-

¹ Detlef Brandes, Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurußland und Bessarabien 1751–1914. München 1993 (Schriften des Bundesinstituts für osteuropäische Kultur und Geschichte. 2).

² Dietmar Neutatz, Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914). Stuttgart 1993 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 37).

³ Zwischen Reform und Revolution. Die Deutschen an der Wolga 1860–1917, hrsg. v. Dittmar Dahlmann u. Ralph Tuchtenhagen. Essen 1994 (Veröffentlichungen des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 4).

⁴ Vgl. z.B. Donald J. Raleigh, Revolution on the Volga. 1917 in Saratov. Ithaca/London 1986; James W. Long, The Volga Germans and the Zemstvos, 1865–1917, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 30 (1982), S. 336–361; Rußland, hrsg. v. Gerd Stricker. Berlin 1997 (Deutsche Geschichte im Osten Europas); Dittmar Dahlmann, Die Deutschen an der Wolga von der Ansiedlung 1764 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Deutsche in Russland, hrsg. v. Hans Rothe. Köln 1996, S. 1–30; O.G. Buchovec, Social'nye konflikty i krest'janskaja mental'nost' v Rossijskoj imperii načala XX veka: novye materialy, metody, resul'taty (Soziale Konflikte und bäuerliche Mentalität im Russischen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Neue Materialien, Methoden, Erkenntnisse). Moskva 1996; Rossijskie nemcy. Problemy istorii, jazyka i sovremennogo položenija (Die Russlanddeutschen. Probleme der Geschichte, der Sprache und der aktuellen Lage). Moskva 1996; Nemcy Rossii v kontekste otečestvennoj istorii: obščie problemy i regional'nye osobennosti (Die Deutschen in Russland im Kontext der russischen Geschichte: allgemeine Probleme und regionale Besonderheiten). Moskva 1999; Nemcy Rossii i SSSR 1901–1941 (Deutsche in Russland und in der UdSSR 1901–1941). Moskva 2000; Nemcy SSSR v gody Velikoj otečestvennoj vojny i pervoe poslevoennoe desjatiletie (Deutsche in der UdSSR in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges und im ersten Nachkriegsjahrzehnt). Moskva 2001.

schichte und Kultur der Deutschen an der Volga boten sich als solide Vorarbeit für eine Gesamtdarstellung an. Da sich der Autor des angezeigten Buches aber im Wesentlichen auf den Zeitraum zwischen 1905 und 1917 konzentriert, werden die anfangs geweckten Erwartungen nur zum Teil erfüllt. Es bleibt zu hoffen, dass die Zeit von den 1860er Jahren bis zur Revolution 1905 in den deutschen Kolonien an der Volga in nächster Zukunft ebenfalls ihren Bearbeiter findet.

Durch die Einengung des zeitlichen Rahmens konnte sich der Verfasser andererseits umso stärker auf Vorgänge im Volga-Gebiet und im ganzen Land in den wichtigen, sowohl von sozialen und nationalen Umbrüchen als auch von Kontinuitäten gekennzeichneten letzten zwölf Jahren des Russischen Reichs konzentrieren, die für das Verständnis der späteren Entwicklungen von enormer Bedeutung sind.

Zur Aufarbeitung des Themas recherchierte der Autor in mehreren Archiven. Gesichtet und ausgewertet wurden insgesamt 16 Aktenbestände (*fondy*) in zwei zentralen (Moskau und St. Petersburg) und zwei lokalen (Saratov und Engels) Archiven. Die ergiebigsten Quellen lagerten erwartungsgemäß im Staatsarchiv des Gebiets Saratov (*Gosudarstvennyj archiv Saratovskoj oblasti – GASO*), in dem auch die meisten Archivalien über jene Kolonien verwahrt werden, die zwischen 1851 und 1918 dem *Gouvernement Samara* angehörten. Anhand dieses Archivmaterials beschreibt der Autor die Lage der deutschen Kolonien im erwähnten Zeitraum unter besonderer Berücksichtigung der Auswirkung einzelner Ereignisse oder Reformen in den von den Volga-Deutschen besiedelten Gebieten. Erkenntnisreich sind beispielsweise die Vergleiche über den Verlauf sowie die Folgen der Revolution von 1905 und die Durchführung der Stolypinschen Agrarreform in den deutschen Kolonien und in den Dörfern der früheren Staats- und gutsherrlichen Bauern. Nur vermisst man dabei den Hinweis, dass das oft ähnliche Handeln der früheren Staatsbauern und der Kolonisten in der Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte dieser beiden Stände des Russischen Reiches begründet war, die seit den Kiselevschen Reformen der 1830er Jahre und bis zur *Zemstvo-Reform* der 1860er Jahre ebenfalls Gemeinsamkeiten aufwies. Die Entwicklung in den deutschen Kolonien wird vielfach auch im Vergleich zu anderen nichtrussischen Völkern aufgezeigt, was sich ebenfalls positiv auf die Forschungsergebnisse auswirkt.

Das reichhaltige und aussagekräftige Archivmaterial bildet die Grundlage für zahlreiche Tabellen, mit denen der Autor anschaulich und überzeugend ein faktisches Bild des Landbesitzes und der Landnutzung bei den Deutschen an der Volga (in erster Linie auf der „Berg-

seite“, d.h. im Gouvernement Saratov) vermittelt. Das gilt auch für die Darstellung der Entwicklung des Gewerbes in den Kolonien. Dabei verweist der Autor zu Recht sowohl auf die positiven als auch (und in dieser Form wohl zum ersten Mal) auf die negativen Seiten der gewerblichen Tätigkeit: Weit schlimmer als die notgedrungene einseitige Orientierung auf die schnell wechselnde Nachfrage und die Gefahr, der Konkurrenz von Seiten der industriellen Fabrikation zu unterliegen, war, „dass viele Hände der bäuerlichen Arbeit entwöhnt“ wurden (S. 43).

Zwar ist zu begrüßen, dass der Zustand der deutschen Bauernwirtschaften oder ihre Entwicklung hauptsächlich am Beispiel des Kamyšiner Bezirks (uezd) illustriert und lokalisiert werden. Dadurch kann das Leben der Deutschen in einer wichtigen Siedlungsregion umfassend dargestellt werden. Der Autor lässt aber auch die Kolonien der „Wiesenseite“ (Gouvernement Samara) nicht aus dem Blick. Doch während er völlig richtig auf einige Besonderheiten im Vergleich zu den Kolonien der „Bergseite“ verweist, liefert er bezüglich der „Wiesenseite-Kolonien“ weit weniger archivalische Nachweise, als er dies bei den Kamyšiner Kolonien tut. Durch die Hinzuziehung einiger Dokumente aus dem Russischen Historischen Staatsarchiv (Ros-sijskij gosudarstvennyj istoričeskij archiv – RGIA) in St. Petersburg über die Kolonien auf der „Wiesenseite“ werden zwar Lücken geschlossen, doch hätte der Autor auch in den Archiven in Saratov und Engels reichlich relevantes Archivmaterial finden können. Erstens wäre eine gewisse Balance gewahrt gewesen, und zweitens wäre nicht der Eindruck entstanden, in den Lokalachiven fehlten einschlägige Quellen.

Ausführlich setzt sich der Verfasser mit den Gründen für eine insgesamt uneffektive Landwirtschaft bei den Deutschen an der Volga auseinander. Als solche nennt er neben der an der Volga oft herrschenden Dürre vor allem den Landmangel, die fehlenden Investitionsmittel sowie die schlechte Ausstattung mit landwirtschaftlichem Gerät und Arbeitsvieh, aber auch das Auswanderungsfieber (Zielland waren fast ausschließlich die USA), das im behandelten Zeitraum ganze Dörfer erfasste und bei den Menschen wohl jede Menge guter Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, jedoch kaum Bestrebungen zum effektiveren Wirtschaften und zur besseren Einrichtung am aktuellen Wohnort aufkeimen ließ. Der von der Auswanderung in Bewegung gesetzte Mechanismus funktionierte allerdings so, dass alle mehr oder weniger zufrieden sein konnten: der Betreffende, der sein Land verkaufte, verpachtete oder Angehörigen zur Nutzung überließ und meist mit Hilfe

von Verwandten in Amerika rechnen konnte; die Gemeinde, die zunehmend das ihr zufallende Pachtland mit Gewinn weiter vermittelte, die zurückgebliebenen Angehörigen... Doch der wirtschaftliche Aufschwung ließ dennoch auf sich warten. Der Verfasser weist zu Recht auch auf die Tatsache hin, dass diejenigen Bauern, die aus den USA mit angespartem Kapital in ihre Volga-Heimat zurückgekehrt waren und Landwirtschaft mit dem in Amerika angeeigneten Unternehmersinn betreiben wollten, auf schier unüberwindliche Barrieren stießen (S. 195). Offen bleibt dabei die Frage, warum die Dorfgemeinde, von der weniger Bürokratie zu erwarten gewesen wäre, und die Rückwanderer nicht oder sehr selten miteinander ins Geschäft kamen. Machten die Gemeinden doch seit Jahren gute Gewinne mit der Verpachtung von Grundstücken der in den USA befindlichen Gemeindeglieder (ebd.). Ist die Schuld allein den unvollkommenen russischen Gesetzen zuzuschreiben oder gingen die Interessen der Gemeinde und der Interessenten weit auseinander? Schließlich ist bekannt, wie effektiv auf den Ländereien gewirtschaftet wurde, die vom Großindustriellen Friedrich Schmidt bei seiner Heimatkolonie Messer (Ust'-Zolicha) gepachtet worden waren. Oder war der Grund schlicht und einfach darin zu suchen, dass die Rückwanderer vielleicht den Landkauf der Landpacht vorzogen?

Die extensive Hinzuziehung von Archivmaterial wirkte sich insgesamt sehr positiv auf die Forschungsergebnisse aus. Sie ermöglichte dem Autor, Ansichten von Historikern wie etwa dem US-Amerikaner James Long⁵ über die Haltung verschiedener Behörden zu den Kolonisten (S. 120) oder über das Verhalten der Kolonisten zum Militärdienst (S. 181) zu korrigieren.

In der Monografie findet der Leser eine gelungene Darstellung zum Schulwesen in den deutschen Kolonien an der Volga, zur Entwicklung des Pressewesens und zur Lage der deutschen Bevölkerung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Insbesondere ist der Versuch des Autors zur wissenschaftlichen Aufarbeitung des Themas „Erster Weltkrieg und die deutschen Kolonien an der Volga“ hervorzuheben, das bislang weitgehend unerforscht blieb. Im Endeffekt bietet der Verfasser ein facettenreiches Bild der Lage der Deutschen an der Volga im behandelten Zeitraum. Schade nur, dass er Fragen der Kultur praktisch außer Acht lässt, während der Untertitel „Die Deutschen an der Volga im ausgehenden Zarenreich“ dies dem Leser in Aussicht stellt.

⁵ James W. Long, *From Privileged to Dispossessed. The Volga Germans, 1860–1917*. Lincoln/London 1988, S. 37 f. u. 126.

Die angezeigte Monografie ist wohl die erste Arbeit über Wolga-Deutsche, die sich gleichermaßen auf relevante Archivquellen wie auf Erkenntnisse aus neuesten Forschungen in Deutschland, Russland und den USA (insbesondere über die Revolution von 1905 und den Ersten Weltkrieg) gründet. Zu den häufig zitierten Publikationen gehören erfreulicherweise auch die Materialien der Tagungen über Russlanddeutsche, die seit 1994 jährlich zunächst in Anapa und später in Moskau stattfanden. Doch verlor der Verfasser einige wichtige Veröffentlichungen älteren Datums aus dem Blick, etwa die Dissertation von Erich Franz Sommer⁶ oder das bekannte Buch von David Schmidt⁷, die bei der Aufarbeitung des Themas eigentlich gar nicht zu übersehen sind. Eine Auseinandersetzung mit Schmidts Buch wäre schon allein deswegen erforderlich gewesen, weil es nicht nur als das aus marxistischer Sicht geschriebene Standardwerk über die Deutschen an der Wolga gilt, sondern weil selbst die Überschriften der einzelnen Kapitel und ihre Reihenfolge bei Schmidt und bei Dönninghaus nahezu identisch sind. Vieles wäre da ins rechte Licht zu rücken gewesen, insbesondere Schmidts ideologisch begründete Schlussfolgerungen. Doch hätte der Autor zweifelsohne auch von den Schmidtschen „Studien“ profitieren können, beispielsweise von den darin enthaltenen Zemstvo-Statistiken zum Übergang vom Gemeinde- zum Einzelbesitz im Gouvernement Samara, aber auch von der Auswertung umfangreichen Zeitungsmaterials oder von den ausführlichen bibliografischen Angaben zur Vorbereitung des 150-jährigen Jubiläums der Ansiedlung der Deutschen an der Wolga (im Jahr 1914). Obwohl die Feierlichkeiten von den Veranstaltern als ausdrucksvolle Demonstration und als Zukunftsmodell für das Leben der Deutschen an der Wolga gedacht waren, schenkt Dönninghaus diesem wichtigen Ereignis praktisch keine Beachtung. Dabei ist die Erforschung der Jubiläumskommission auf dem Gebiet der Geschichtsforschung, des Schulwesens und der Kultur eine überaus wichtige Aufgabe, weil ohne entsprechende Erkenntnisse spätere Leistungen in den genannten Bereichen oftmals der Kulturpolitik der deutschen Sowjetautonomie an der Wolga zugeschrieben werden. Richtig ist die Feststellung des Autors, dass einige Mitglieder der Jubiläumskommission dem im März-April 1917 tätigen „Zeitweiligen Komitee der deutschen Wolga-

⁶ Erich F. Sommer, Die Einigungsbestrebungen der Deutschen im Vorkriegs-Rußland (1905–1914). Leipzig 1914.

⁷ David Schmidt, Studien über die Geschichte der Wolgadeutschen. Erster Teil: Seit der Einwanderung bis zum imperialistischen Weltkriege. Pokrowsk 1930.

Kolonisten“ angehörten, nicht zutreffend aber, dass es sich um ein und dieselbe Organisation handelte.

Trotz der einzelnen Schwachstellen, die nicht zuletzt in der Förderungsdauer des Projekts von nur einem Jahr begründet sein mögen, setzt die Arbeit von Victor Dönninghaus zweifelsohne neue Akzente in der Erforschung von Kultur und Geschichte der Russland- und Volga-Deutschen und der ganzen Volga-Region. Mit seiner Monografie liefert der Autor einen überzeugenden Nachweis dafür, dass die deutschen Kolonien an der Volga nie „ein Staat im Staate“, sondern organisch mit dem Leben und den Ereignissen im ganzen Lande verbunden waren. Die zahlreichen Archivquellen, die der Autor größtenteils erstmalig heranzieht, und seine Erkenntnisse aus der Auswertung jüngster Veröffentlichungen zu Teilaspekten des behandelten Themas bekräftigen dies mit aller Deutlichkeit. Zu den großen Vorzügen des Buches gehört auch seine Benutzerfreundlichkeit. Neben einem ausführlichen Literaturverzeichnis findet der Leser zur besseren Orientierung einen Karten-Anhang sowie ein Personen- und ein Ortsregister.

Victor Herdt, Göttingen

Nemeckoe naselenie Tavričskoj Gubernii. Tom 1: Annotirovannyj tematičeskij perečen' del. Kanceljarija Tavričeskogo gubernatora. 1803–1917 gg. Tavričeskoe gubernskoe pravlenie. 1803–1917 gg. (Die deutsche Bevölkerung des Taurischen Gouvernements. Bd. 1: Annotiertes thematisches Aktenverzeichnis. Kanzlei des Gouverneurs von Taurien. 1803–1917. Verwaltung des Gouvernements Taurien. 1803–1917), Red. O.V. Konovalova. Odessa: Astroprint 2000, 576 S.

Schon im zarischen Russland zeichnete sich die deutsche Minderheit durch eine auffallend weite räumliche Ausbreitung aus. Durch Vertreibungsaktionen während des Ersten und vor allem während des Zweiten Weltkrieges wurde die territoriale Zersplitterung dieser ethnischen Minderheit noch weiter verstärkt. Dutzende zentrale und regionale Archive, Museen, Behörden (z.B. des Innenministeriums) und wissenschaftliche Institutionen verwahren umfangreiches Schriftgut über deutsche Bauern, Unternehmer, Wissenschaftler und andere

Gruppen. Abgesehen von der Filiale des Staatsarchivs Saratov in Engels als Nachfolgeeinrichtung des einstigen Zentralen Staatlichen Archivs der ASSR der Wolgadeutschen, die über zahlreiches und zusammenhängendes Material über die deutschen Siedler an der Volga verfügt, handelt es sich bei den meisten Sammlungen, ob nun in St. Petersburg, Kiev, Odessa, Tiflis, Moskau, Saratov, Novosibirsk, Taškent, Almaty oder andernorts, in der Regel um Material aus zumeist aktenreichen Beständen, die nur indirekten Bezug zu den Russlanddeutschen haben. Nur in relativ seltenen Fällen haben wir es mit Aktenschriftgut zu tun, das einen gesonderten Bestand bilden könnte. Gemeint sind u.a. Unterlagen staatlicher Behörden, die zum Zweck der Verwaltung und Aufsicht über die ausländischen Kolonisten eingerichtet worden sind. Ferner gehört dazu das Aktenmaterial der deutschen Amtsbezirke (*volost'*) und Rayons, der Vereine und religiösen Gemeinschaften sowie Nachlässe herausragender Persönlichkeiten deutscher Abstammung.

Quellenforschungen über Russlanddeutsche sind somit in den meisten Fällen mit aufwendigen Recherchen in zahlreichen Beständen mehrerer Archive verbunden. Hinzu kommt ein nicht minder gravierendes Problem der völlig unzureichenden wissenschaftlichen Hilfsmittel in den postsowjetischen Archiven. Vorhandene Findbücher sind in den meisten Fällen nicht als Ergebnis einer systematischen Erschließungsarbeit entstanden, sondern stellen im Grunde eine Liste der von den entsprechenden Behörden abgelieferten Akten dar. Die knappe Titelbeschreibung dieser Akten gibt deren Inhalt bei weitem nicht vollständig wieder, zudem fehlen fast ausnahmslos Orts- oder Namenregister, sodass von einem Such- und Nachschlageapparat in den allermeisten Fällen keine Rede sein kann.

In dieser für einen Wissenschaftler oder geschichtsinteressierten Laien problematischen Lage ist es besonders erfreulich, wenn er ein zuverlässiges Hilfsmittel in die Hände bekommt. Ein solches Mittel ist zweifelsohne das vom Staatlichen Archiv beim Ministerrat der Autonomen Republik Krim in Simferopol' und dem Institut für Deutschland- und Osteuropaforschung in Göttingen (heute Nordost-Institut, Abteilung Göttingen) erstellte annotierte thematische Verzeichnis der Akten über die deutsche Bevölkerung des Gouvernements Taurien in den Jahren 1803–1917 aus den eigens zu diesem Zweck ausgewerteten Beständen der beiden höchsten Behörden des Gouvernements Taurien, der Kanzlei des Gouverneurs von Taurien und der Verwaltung des Gouvernements Taurien. Wenn man berücksichtigt, dass die Schwarzmeerdeutschen im Jahre 1912 mit 135 875 Personen 6,9% der

Gesamtbevölkerung dieser Provinz ausmachten und nach amtlichen Daten 1 032 984 Desjatinen Land¹ oder 18,7% der Gesamtfläche besaßen,² so kann die Bedeutung dieses Gemeinschaftsprojekts nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nach Sichtung der beiden Archivbestände wurden aus dem 36 269 Archiveinheiten zählenden Aktenbestand „Kanzlei des Gouverneurs von Taurien“ 234 Akten für das vorliegende Repertorium ausgewählt, entsprechende Zahlen für den Aktenbestand „Kanzlei des Gouverneurs von Taurien“ lauten 44 882 und 2 716.

Da das „Fürsorgekomitee für ausländische Ansiedler in Südrussland“ bis zu seiner Auflösung im Jahre 1871 die wichtigste Kolonialverwaltung für den Süden Russlands war, konnten in das vorliegende Verzeichnis verhältnismäßig wenig Akten aus dieser Zeit aufgenommen werden. Vor allem handelt es sich um Anträge ausländischer Bürger auf Erwerb der russischen Staatsangehörigkeit und um Gewährung von Niederlassungsrechten für Ausländer, um Fragen des Glaubenswechsels, des Erwerbs von Immobilien außerhalb der Kolonistenbezirke usw. Nach der Auflösung des Fürsorgekomitees fielen die deutschen Kolonisten unter die allgemeine Verwaltung der Gouvernements und Bezirke (uezd). Diese Behörden mussten über Fälle entscheiden, die außerhalb der Zuständigkeiten der Verwaltungsorgane der deutschen Siedlungen oder Amtsbezirke (volost') standen. Den Gouvernementsbehörden oblag in erster Linie die Prüfung und Erteilung von Genehmigungen für den Bau von Kirchen, Bethäusern, Fabriken, Dampfmühlen etc. in den Kolonistendörfern. Vielfältiges Schriftgut ist den Angelegenheiten religiöser Gemeinden (Katholiken, Mennoniten, Lutheraner, Baptisten) gewidmet. Was den Umfang anbelangt, so stellt die Beschreibung der massenhaft gleichförmigen Akten zur Aufnahme in den russischen Untertanenverband fast ein Drittel des Findbuches dar. Ob das in diesem Ausmaß sinnvoll war, darüber kann man geteilter Meinung sein.

Die Bearbeiter haben sich viel Mühe gegeben, um ein handliches Repertorium zu erstellen. Jedes aufgeführte Aktenstück ist inhaltlich erschlossen; seine Laufzeit wird mit Tages-, Monats- und Jahresangaben markiert. Darüber hinaus werden interessante Einzelheiten her-

¹ 1 Desjatine = 1,0925 Hektar.

² Dietmar Neutatz, *Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914)*. Stuttgart 1993 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 37), S. 254 u. 265.

vorgehoben, und es finden sich Verweise auf Schriftgut in deutscher Sprache. In einem extra angefertigten Verzeichnis sind alle Zeichnungen, Grundstücks- und Baupläne aufgelistet, die in den erfassten Akten enthalten sind (S. 507-514). Im zweisprachigen Vorwort (russisch/deutsch) gehen die Bearbeiter ausführlich auf die Entstehungsgeschichte des Gouvernements Taurien und seiner Behörden sowie auf den Verlauf der ausländischen Kolonisation im 19. Jahrhundert ein. Ein umfangreiches Personen- und Ortsregister rundet dieses gelungene Findbuch ab, dem ein weiteres mit dem Verzeichnis von Akten, die den Prozess der Landenteignung der deutschstämmigen Grundbesitzer während des Ersten Weltkrieges dokumentieren, folgen soll.

Mit diesem Gemeinschaftsprojekt wird die Publikation von Findbüchern einzelner Archive (Saratov, Engels, Dnepropetrovsk, Cherson, Odessa) in Russland und in der Ukraine fortgesetzt, die der breiten wissenschaftlichen Öffentlichkeit die bislang unerschlossenen Archivbestände zur Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen zugänglich machen. Dazu gehört auch das auf 20 Bände veranschlagte Repertorium des Bestandes „Fürsorgekomitee für ausländische Ansiedler in Südrußland“, das zusammen mit dem Staatlichen Gebietsarchiv von Odessa herausgegeben wird.³

Viktor Krieger, Heidelberg

Eva-Maria Auch, Öl und Wein am Kaukasus. Deutsche Forschungsreisende, Kolonisten und Unternehmer im vorrevolutionären Aserbaidshan. Wiesbaden: Reichert Verlag 2001, 224 S.

Die Entwicklungen im Kaukasus und am Kaspischen Meer haben in den vergangenen Jahren die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit auf sich gezogen, da diese an Rohstoffen reiche Region zum Gegenstand geopolitischer Diskussionen und machtpolitischer Interessen geworden ist. Als historische Landschaft bildet sie von alters her eine Brücke zwischen Ost und West und eine europäisch-asiatische Diffusionszone sondergleichen. Zu ihr hat nun die in Bonn und

³ Bislang sind fünf Bände publiziert worden: *Popečitel'nyj Komitet ob inostrannyh poselencach Južnogo kraja Rossii*. Bd. 1-5, Red. O.V. Konovalova. Odessa 1998-2002.

Hamburg lehrende Osteuropahistorikerin und Orientalistin Eva-Maria Auch eine Publikation vorgelegt, die nicht nur einer interessierten Leserschaft Einblicke in Geschichte, Wirtschaft und Kultur dieses Raumes näher bringen, sondern auch „einen Beitrag leisten [will] zur Öffnung des Blickes auf ein besonderes Kapitel russischer Kolonial- und aserbaidjanischer Nationalgeschichte, in der Reichs- wie Rußlanddeutsche als Handelnde und Betroffene eine spezifische Rolle ausfüllten“ (S. VII).

Mit dem Ziel, neue Erkenntnisse über die Geschichte der bis 1941 rund 23 000 in Azerbaidžan lebenden Deutschen zu gewinnen, hat sich schon Mitte der 1990er Jahre eine Arbeitsgruppe unter Leitung der Autorin konstituiert. Getragen von der Bakuer Gesellschaft „Wiedergeburt“, der evangelisch-lutherischen Gemeinde Baku sowie dem „Göttinger Arbeitskreis“, hat diese inzwischen eine Reihe von Forschungsvorhaben und Publikationsprojekten auf den Weg gebracht, sozusagen Vorarbeiten für den nun präsentierten Band. Er basiert zudem auf Recherchen in zahlreichen Firmen-Archiven, in denen die Autorin eine beeindruckende Fülle von Text- und Bilddokumenten gefunden hat, die sie für ihre Darstellung auswerten konnte.

Die durch zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema ausgewiesene Autorin macht den Leser im ersten Kapitel des Buches mit der russischen Kolonialisierung Südkaukasiens bekannt. Sie beschreibt das Vordringen Russlands bis 1829, in dessen Folge die politisch in zahlreiche Khanate und andere Herrschaftsgebiete aufgesplitterte Region unter das Zarenzepter geriet. Dem folgt eine Skizze der russischen Kolonialpolitik, die sie als schwankend zwischen Herrschaftssicherung durch Repression, Assimilation und zügige Integration einerseits und Machtkonsolidierung durch Kooperationsversuche mit den einheimischen Eliten andererseits charakterisiert. Damit folgte St. Petersburg hier einer Politik, die es *mutatis mutandis* an vielen anderen Stellen des Großreiches auf ähnliche Weise praktizierte. Kurzlebige administrative Maßnahmen, wechselnde Unterstellungsverhältnisse und immer wieder geänderte Kompetenzen für militärische Machthaber und zivile Gouverneure oder Statthalter waren die Regel.

Auch Wirtschaft und Handel, die Besonderheiten der überkommenen sozialökonomischen Strukturen, Eigentumsverhältnisse und Besitzrechte sowie deren Veränderungen unter russischer Herrschaft werden von der Autorin analysiert und anschaulich beschrieben. Dazu gehörte vor allem auch die Überführung des bearbeiteten Bodens in bäuerlichen Besitz, ein Unterfangen, das aufgrund zahlreicher Einschränkungen zu Gunsten der Grundherren, restriktiver finanzieller

Ablösungsmodalitäten, fehlender Kreditierungssysteme sowie angesichts der Bodenknappheit und steigender Bevölkerungszahlen die sozialen Spannungen erhöhte und frei werdende Arbeitskräfte in die Städte trieb. Auch in dessen Folge verdreifachte sich schließlich bis zum Ende des Jahrhunderts die Einwohnerzahl in den Städten, deren Ständestruktur und Besitzverhältnisse sich entsprechend veränderten.

Der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg ist der Hauptteil der Darstellung gewidmet. Ausführlich wird hier zunächst die dynamische Entwicklung der azerbajdžanischen Erdölproduktion seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben, die das Revier Baku zu einer der am stärksten prosperierenden Regionen der Erdölförderung werden ließ, die um die Jahrhundertwende mehr als die Hälfte der Welt- und 95% der russischen Erdölproduktion lieferte. Dass dazu auch die Verbesserung der Transportsysteme und der Ausbau einer entsprechenden Infrastruktur von wesentlicher Bedeutung waren und zur Modernisierung weiterer Wirtschaftsbereiche beitrugen, zeigten Veränderungen im traditionellen Handwerk sowie das Aufkommen leichtindustrieller und Metall verarbeitender Betriebe. Sich wandelnde Konsumgewohnheiten taten ein Übriges, um das einheimische Gewerbe zu schädigen, das sich der Konkurrenz russischer und westeuropäischer Importwaren kaum gewachsen sah.

Das Hauptinteresse der Autorin gilt aber der Präsenz und der Rolle von Deutschen in der Region. In einer konzisen Skizze geht sie zunächst dem deutschen Beitrag zur Erforschung und Eroberung Südkaukasiens nach. Ein tabellarischer Überblick erfasst dazu über 70 Reisende, Forscher und Wissenschaftler, die unterschiedliche Geschicke und Intentionen in die Region geführt hatten, über die sie anschließend landeskundliche Berichte, Studien und andere Informationen zurück in die Heimat brachten. Die Reihe eröffnete der Bayer Hans Schiltberger, der 1426 über den Kaukasus tatarischer Sklaverei entflohen war, und reicht bis zu dem im Kleinen Kaukasus und am Ararat botanische Forschungen treibenden Hermann Dinger, der bei Kriegsbeginn 1914 von den russischen Behörden interniert wurde.

Kein leichtes Schicksal erwartete die deutschen Kolonisten, die in Fortsetzung der Kolonisierungspolitik Katharinas II. seit 1817 in den Kaukasus geholt und zwischen Tiflis und Elisavetpol' angesiedelt wurden. Ungünstige klimatische Bedingungen, immer wieder grassierende Seuchen sowie häufige Überfälle erschwerten das Einleben der überwiegend aus Württemberg stammenden Neuankömmlinge und

trugen dazu bei, dass der wirtschaftliche Erfolg der deutschen Siedler trotz umfangreicher Unterstützung und Einrichtungshilfe seitens der russischen Regierung sehr bescheiden blieb. Bis zur Mitte des Jahrhunderts waren sie daher von Hilfeleistungen der zarischen Verwaltung abhängig. Dann erst hatten sie sich eingewöhnt und waren in der Lage, sich auch dank der Beschäftigung mit neu eingeführten Pflanzenkulturen wirtschaftlich zu behaupten und einen gewissen Wohlstand zu erreichen. Wie Auch mit viel Liebe zum Detail darstellt, war es vor allem der Weinanbau und die Veredelung von Landwirtschaftsprodukten, die zur Konsolidierung und zur erfolgreichen Entwicklung von privaten und genossenschaftlichen deutschen Unternehmen führten. Grundlage dafür bildeten die Agrarreform in Transkaukasien, durch die der Erwerb von Eigentum möglich geworden war und Firmen entstehen konnten, sowie die wachsende Nachfrage nach Veredelungsprodukten und anderen von den Kolonisten hergestellten Waren. Zu den erfolgreichsten Unternehmen zählten Winzereibetriebe, deren Entwicklung am Beispiel der führenden Spirituosenhersteller Gebr. Vohrer und Gebr. Hummel verdeutlicht wird. Insgesamt lag vor dem Ersten Weltkrieg der Anteil der deutschen Kolonistendörfer Transkaukasiens bei rund 8,5% der damaligen Weinproduktion Russlands.

Einen sehr bedeutenden Anteil hatten reichsdeutsche Firmen und Unternehmen mit deutscher Beteiligung am Ausbau der transkaukasischen Infrastruktur und der Entwicklung der Rohstoffindustrie. Siemens & Halske gehörte zu den ersten Firmen, die sich im Telegraf- und Elektrizitätsgeschäft engagierten und schließlich Monopolstellungen erreichten, und am Bau der für die wirtschaftliche Erschließung eminent wichtigen Eisenbahnlinien, u.a. der von Baku nach Tiflis, waren deutsche Bankhäuser von Mendelssohn & Co. über die Berliner Handelsgesellschaft bis hin zu Rothschild Frankfurt a.M. oder der Deutschen Bank als Geldgeber beteiligt, ganz zu schweigen vom Einsatz deutscher Ingenieure und Techniker.

Auch wenn der Umfang des dabei im Einzelnen geleisteten deutschen Anteils bisher erst bruchstückhaft erforscht ist, wie die Autorin hervorhebt, war das deutsche Engagement im Kaukasus doch kaum zu unterschätzen. Zur Jahrhundertwende drängten weitere deutsche Gesellschaften wie AEG, Schuckert (Nürnberg), Lorenz, Felten & Guilleaume, Helios und viele andere auf den lukrativen russischen Markt, betätigten sich im Montansektor, gründeten Kabel- und Elektrizitätswerke, eröffneten mechanische Betriebe oder handelten mit Patenten. Zwar gelang es deutschen Unternehmen – im Unterschied etwa zu der

Gebrüder Nobel AG – nicht, in das große Erdölgeschäft einzusteigen, aber sie waren mit deutscher Technologie sowie Ausrüstungs- und Investitionsgütern beteiligt und nahmen in der Zuliefererindustrie schließlich einen führenden Platz ein. Dass man dessen ungeachtet dazu noch kein abschließendes Gesamtbild liefern kann, verschweigt die Autorin keinesfalls. Wie sie immer wieder hervorhebt, fehlen bisher Detailuntersuchungen über Art und Umfang einzelner Betriebe oder über den jeweiligen Anteil ihrer Firmenvertreter vor Ort. Entsprechende Recherchen sind allerdings auch deshalb sehr aufwendig, weil die Bestände der Firmenarchive kaum nach Lieferregionen gegliedert sind bzw. auch Endbestimmungsorte für entsprechende Lieferungen dort nicht ausgewiesen sind. Hier tun sich neue Forschungsfelder für Doktoranden und andere interessierte Wissenschaftler auf.

Wie wichtig etwa Diesel-, Gas- und andere Motoren, die geschäftlichen Aktivitäten von Rudolf Diesel oder Max Gierse sowie der zunehmende Einsatz ihrer Erfindungen und Ingenieurleistungen bei der Erdölförderung, im Transportwesen und allgemein in dem regionalen Industrialisierungsprozess waren, wird in eigenen Kapiteln beleuchtet. Hier erfährt man sehr Aufschlussreiches über das Engagement von MAN und Klöckner-Humboldt-Deutz oder auch darüber, dass die gesamte Produktpalette der damaligen deutschen Autofirmen von Daimler-Benz über Opel bis zu den Wanderer-Werken in Transkaukasien Abnehmer fand. Zu diesen gehörten neben Privatpersonen auch der das Erdölgeschäft beherrschende Nobel-Konzern und die Transkaukasische Eisenbahngesellschaft, um nur die prominentesten Kunden zu nennen.

Dass die industrielle Erschließung des Kaukasus nicht nur einen interessanten Absatzmarkt für Erzeugnisse deutscher Unternehmen und Geschäftsleute bot, sondern auch zum technologischen Experimentierfeld wurde, illustriert die Autorin an Fällen aus dem Montanbereich und der Metallindustrie. So führte der Erwerb eines Kupferwerks in Kedabeg durch die Brüder Siemens und deren Suche nach kostengünstigen Produktionsverfahren zur Entdeckung der Sulfat-Elektrolyse und anderer technologischer Erneuerungen, und zum Ruf von Mannesmann als Produzent von Stahlrohren trug vor allem der Pipelinebau des Unternehmens in Südkaukasien bei. War Erdöl zuvor in Bottichen abgefüllt, zeitaufwendig und teuer mit Kamelen und Fuhrwerken transportiert worden, so konnte 1894 zwischen der Eisenbahnstation Daljar und dem Siemens-Werk in Kedabeg die erste Naphtatrasse Kaukasiens mit einer Länge von 45 km in Betrieb genommen werden. Möglich gemacht hatten dies die von Mannesmann

erfundenen nahtlosen Walzstahlröhren, mit deren Hilfe und unter Anwendung von Druckerzeugern auch große Höhenunterschiede überwunden werden konnten. Es war weltweit die erste Pipeline dieser Art und der Beginn einer neuen Ära im Transport flüssiger Brennstoffe. Auch für Bohrtürme und zur Intensivierung ihrer Förderleistung konnten diese Stahlröhren genutzt und zum Erreichen größerer Tiefen eingesetzt werden.

In den letzten Abschnitten ihrer Darstellung gibt die Verfasserin schließlich einen facettenreichen Überblick über die übrigen Branchen, Agenturen, Handelsunternehmen, Kaufleute und Techniker, die durch ihre Aktivitäten Konsumentenwünsche befriedigten und zur technischen Modernisierung des Alltagslebens in Azerbajdžan mit beitrugen. Hier wird die Verbesserung der Trinkwasserversorgung durch die Anlage neuer Brunnen und Entsalzungsanlagen „deutscher Bauart“ geschildert, auf die führende Rolle zahlreicher Konsumartikel deutscher Provenienz von Wohnungseinrichtungen, Heizsystemen bis hin zu Porzellanwaren, Fliesen und Kacheln hingewiesen oder auch die Wertschätzung von Musikinstrumenten, optischen Geräten und Luxusartikeln aus Deutschland erwähnt und illustriert. Vieles davon hat bis heute in Baku und anderen Orten überdauert und nicht nur in der städtischen Architektur Spuren hinterlassen, wovon sich jeder dorthin Reisende auch selbst überzeugen kann.

Eva-Maria Auch ist mit dem vorliegenden Band ein großartiges Buch gelungen. Es bietet dem Leser einen umfassenden Blick in die Geschichte der Deutschen und ihrer Wirkungsfelder im vorrevolutionären Azerbajdžan, ja im gesamten Kaukasusgebiet. Die Autorin lässt vor den Augen der Leser nicht nur ein Kaleidoskop der materiellen Welt dieser europäisch-asiatischen Begegnungs- und Diffusionszone entstehen, sie schildert sie auch vor dem Hintergrund der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen des Zarenreiches. Die Deutschen – russländische wie reichsdeutsche – stellten unter der Gesamtbevölkerung des kolonialen Kaukasiens zwar nur eine relativ kleine Gruppe dar, haben aber in vielen Bereichen Akzente gesetzt, in einigen auch eine führende Rolle gespielt. Sie haben so zur materiellen wie zur gesellschaftlichen Modernisierung der Region beigetragen, sehr häufig auch als Kooperatoren oder Repräsentanten russischer wie ausländischer Partner. Damit wird aber auch deutlich, wie sehr das Russische Reich und seine kaukasische Provinz damals ein Teil der europäischen Welt, ihrer ökonomischen und kulturellen Zusammenhänge waren. Das Buch hilft, diese neu zu entdecken, zumal es auch sehr leserfreundlich gestaltet und äußerst ansprechend gemacht ist.

Im Anhang findet der Leser eine übersichtliche Zeittafel der Geschichte Azerbajdžans sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis, das den aktuellen Stand der Forschung widerspiegelt. Neben Karten, Grafiken, Tabellen und Überblickstabellen, die den Text auflockern und ergänzen, illustrieren zahlreiche – darunter viele farbige – Fotografien und Faksimile-Abbildungen diesen Prachtband, den man auch einfach als Bildband mit Gewinn betrachten kann. Ihm ist eine zahlreiche Leserschaft zu wünschen.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

Deutsche Erinnerungsorte, hrsg. v. Etienne François u. Hagen Schulze. 3 Bde., München: Beck 2001, 2246 S., Abbildungen.

Über die ‚Erinnerungsorte‘ eine Rezension zu schreiben, ist, als ob man Eulen nach Athen trüge: viele prominente Jünger der Klio haben das von Etienne François und Hagen Schulze betreute Mammutwerk, an dem sich rund 120 Autoren beteiligten, in höchsten Tönen gelobt. Dass mittlerweile die vierte Auflage erschienen ist, belegt, dass das Publikum das Urteil der Rezensenten teilt. Insofern verstehen sich die folgenden Zeilen weniger als Rezension im klassischen Sinn, sondern als persönliche Anmerkungen und subjektive Eindrücke.

Die Erinnerungsorte, die ja auf die Pionierarbeit von Pierre Nora zu den französischen ‚lieux des memoires‘¹ zurückgehen, sind keine bloße Nachahmung, sondern im wahrsten Sinne des Wortes *deutsche* Erinnerungsorte: ein Abschnitt zur *gloire* wie im französischen Original wäre in der deutschen Ausgabe undenkbar, vielmehr findet sich am Ende des ersten Bandes die Sektion ‚Schuld‘, deutlicher kann die völlig andersartige Rezeption der eigenen Geschichte und das Verhältnis zur Vergangenheit nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Die Herausgeber, und dafür ist ihnen zu danken, sind sich dieses Unterschiedes bewusst und legen den Schwerpunkt der Themen deshalb völlig zu Recht auf das 19. und 20. Jahrhundert, denn: „Die fast zweihundertjährige Geschichte eines widersprüchlichen, unfertigen, von den Dämonen eines neurotischen Nationalismus getriebenen Vol-

¹ Les lieux des mémoires, Red. v. Pierre Nora. 7 Bde., Paris 1984 ff.

kes ist an ihr Ende gekommen (...) Es gibt keine deutsche Frage mehr“ (S. 11). Der schwierige Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte wird in den Beiträgen immer wieder deutlich; tiefe Brüche und Zäsuren prägen die Erinnerung und die mit ihr verbundenen Orte, das Pendel schlägt weit aus: Der Name des Dichters der Loreley wird nach 1933 zum Anathema, die Dame auf dem Rheinfelsen dagegen zur teutonischen Heroin stilisiert; nationale Identifikationsfiguren verlieren ihre Wirkungsmacht: Weder der alte Fritz noch der eiserne Kanzler gehören heute zum aktuellen Reservoir der deutschen kollektiven Erinnerung; und inzwischen hat sich das ‚Volk der Dichter und Denker‘ schon seit geraumer Zeit von ‚seinem‘ Goethe und Schiller verabschiedet.

Die Rezeption der Erinnerungsorte innerhalb der einzelnen Epochen und Phasen, innerhalb der verschiedenen staatlichen und sozialen Ordnungen lässt ein Prisma deutscher Geschichte erscheinen, das weit über die punktuellen Bezüge der einzelnen Erinnerungsorte hinausgeht. Und dabei zeigt sich quasi nebenbei, welches Potenzial die zwölf Jahre des ‚Tausendjährigen Reiches‘ besaßen. Fast kein Erinnerungsort, der nicht während der deutschen Diktatur umgedeutet, ‚germanisiert‘ oder instrumentalisiert wurde; manche gar, die durch den Nationalsozialismus derart kontaminiert wurden, dass nach 1945 kein Anknüpfen an sie mehr möglich war: Wer fragt, weswegen das Dritte Reich heute noch im Mittelpunkt von Forschung und Erinnerung steht, der sollte diese drei Bände lesen, denn sie geben ihm Antwort.

Wir haben es also mit kollektiven nationalen Mythen zu tun, die ihre Spuren in der Geschichte der Deutschen hinterlassen haben. Vor allem im ersten Band gelingt es den Herausgebern, diese schillernden Begriffe in der Bezeichnung der einzelnen Oberbegriffe deutlich werden zu lassen: Reich – Dichter und Denker – Volk – Erbfeind – Zerrissenheit – Schuld. Dies ist auch ein bewusstes Spiel mit Worten, deren emotionale und moralische Aufladung noch heute zu spüren ist. ‚Reich‘ ist (oder besser: war) eben mehr als nur eine Bezeichnung für ein deutsches Staatswesen, sondern trug einen sakral-heiligen Bedeutungsgehalt in sich; zum ‚Erbfeind‘ konnte nicht jeder Widersacher erhoben werden, und ‚Volk‘ schließlich bedeutete immer mehr als die Gruppe derjenigen mit der deutschen Staatsbürgerschaft, bis spätestens ab 1933 die Verbindung des Wortes mit ‚Blut‘ und ‚Rasse‘ zu einer ‚völkischen‘ Schicksalsgemeinschaft vollendet wurde.

Der Gang durch die Jahrhunderte und die Sektionen (Bd. 2: Revolution – Freiheit – Disziplin – Leistung – Recht – Die Moderne; Bd. 3:

Bildung – Gemüt – Glaube und Bekenntnis – Heimat – Romantik – Identitäten) ist auch deswegen anregend, weil damit eine ermüdende Chronologie vermieden wird und oft überraschende Themen in einer Sektion zu finden sind: Unter Glaube und Bekenntnis schildert z.B. Oliver Janz das evangelische Pfarrhaus, während Sabine Behrenbeck die Begriffsgeschichte von ‚Heil‘ untersucht und Iring Fetscher einen Essay zu Karl Marx beiträgt. Unter ‚Revolution‘ finden wir Persönlichkeiten wie Bismarck und Rosa Luxemburg neben einem Beitrag mit dem lakonischen Titel ‚Achtundsechzig‘. Und wer hätte vermutet, dass sich die preußische Königin Luise, die spätere Kopfbedeckung ihrer Soldaten (die Pickelhaube) und die Katastrophe von Stalingrad in der Sektion ‚Disziplin‘ subsumieren lassen. Diese teilweise überraschenden Zuordnungen tragen viel zur Lesefreude bei.

Bei rund 120 Beiträgen den Vorwurf vergessener Themen zu stellen, wäre beckmesserisch. Bei einem derart umfangreichen Werk können subjektive Entscheidungen nicht ausbleiben: ob man unter ‚Leistung‘ z.B. die Bundesliga aufführen sollte, bleibt vor dem aktuellen Hintergrund seltsamer Geheimverträge, der hemmungslosen Vermarktung des Produktes, unsauberer Finanzen, steuerlich fragwürdiger Zusatzverträge und der eingeschränkten Vorbildfunktion von in ihrem Charakter ungefestigten Jungmillionären (‚Legionäre‘) zweifellos eine diskutierbare Entscheidung. Ein Beitrag zum Thema Medien (audiovisuell und/oder Print) wäre sicherlich nicht fehl am Platze gewesen.

Eines aber ist überdeutlich: Westdeutsche Erinnerungsorte bilden den Kern der Beiträge für Themen nach 1945. An rein ostdeutschen Bezügen finden sich neben der obligatorischen Stasi (übrigens in der Sektion ‚Disziplin‘) und der Mauer noch Beiträge zum Palast der Republik, der Jugendweihe und der ‚Wende‘ von 1989. Vielleicht spiegelt sich darin die deutsche Wirklichkeit aber aussagekräftiger wider, als es irgendein noch so gelungener Essay darzustellen vermocht hätte. Die Herausgeber sind sich dessen bewusst: Nicht umsonst betonen sie die „weitgehend bildungsbürgerliche, westliche und auch berlinische Prägung des Unternehmens“ (Bd. 1, S. 22).

Wichtig sind zwei weitere konzeptionelle Entscheidungen: Zum einen wurden für das Werk auch nicht-deutsche Autoren gewonnen, sodass die Binnenperspektive durch den Blick von außen aufgebrochen wird, zum anderen wurden ‚geteilte‘ Erinnerungsorte gewählt, die wie etwa Tannenberg/Grunwald/Žalgiris oder Versailles nicht nur für die deutsche Geschichte zu einem Erinnerungsort geworden sind. Die „entschieden europäische Ausrichtung“ (Bd. 1, S. 19) der deutschen Erinnerungsorte macht eine der Stärken der Bände aus.

Der Begriff ‚Erinnerungsort‘, verstanden als Metapher, „hat (...) sich bereits in den deutschen Sprachgebrauch eingenistet und bedarf lediglich einer gewissen semantischen Ausweitung“ (Bd. 1, S. 17). „Wir sprechen von einem Ort, der seine Bedeutung und seinen Sinn erst durch seine Bezüge und seine Stellung inmitten sich immer neu formierender Konstellationen und Beziehungen erhält“ (S. 18). So plausibel diese Erklärungen sind, bleibt dennoch festzuhalten, dass die Bezeichnung ‚Ort‘ für Personen, Literatur oder Musik sprachlich sperrig klingt und letztlich unbefriedigend bleibt. In Ermangelung einer adäquateren Bezeichnung wird man die ‚semantische‘ Ausweitung des Begriffs nolens volens zu akzeptieren haben.

Die Konzeption des Projektes forderte die Autoren geradezu auf, freier und ‚literarischer‘ zu schreiben, als sonst in rein wissenschaftlichen Aufsätzen möglich. Viele haben die Chance genutzt und brillante Abhandlungen zu ihrem Thema geschrieben, doch bleiben auch nicht wenige Beiträge in einer trockenen, chronologisch vorgehenden Rezeptionsgeschichte oder reiner Deskription stecken. Ermüdend wird dann Epoche nach Epoche abgehandelt, meist mit einigen Zitaten von Zeitgenossen versehen, ohne dass der Autor selbst ein Fazit zieht, seinen Stoff an einem ‚roten Faden‘ gliedert oder eine eingangs formulierte Fragestellung stringent durch die Zeiten verfolgt. Manchmal steht dabei die Rezeption quasi im luftleeren Raum, da der Autor es versäumt, zumindest ansatzweise den historischen Hintergrund des behandelten Erinnerungsortes vorzustellen. Insofern wurde manche Chance nicht genutzt, und den ein oder anderen Beitrag legt man daher mit einer gewissen Enttäuschung aus den Händen.

Nun zu einzelnen Beiträgen: In der Auftaktsektion ‚Reich‘ sind so gut wie alle Beiträge von besonderer Güte, einzig Anne G. Kosfeld hat in ihrer Beschreibung Nürnbergs den schwierigen Umgang der ehemaligen ‚Stadt der Reichsparteitage‘ mit ihrer Geschichte in einer Weise dargestellt, dass der Rezensent sich fragt, ob die Autorin jemals in der Noris gewesen ist. Um die Stadt und ihre Bewohner weiterhin als „Totalsymbol des Nationalsozialismus“ betrachten zu können, verschweigt Kosfeld den Lesern, dass mit dem Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände in der Ruine der ehemaligen ‚Kongresshalle‘ endlich eine – auch international beachtete – Präsentation der Vergangenheit verwirklicht wurde. Obwohl Kosfeld die Zahl der Touristen in der Stadt für 1999 benennt (Bd. 1, S. 85), wird das zeitgleich entstandene Dokumentationszentrum in ihrem Beitrag mit keinem Wort erwähnt! Insofern handelt es sich bei diesem Aufsatz selbst um einen Erinnerungsort, der andere (z.B. die übrigen ‚Führerstädte‘

Berlin, München, Wien, Linz) entlastende Klischees transponiert und Nürnberg zum alleinigen, noch heute (!) wirksamen Symbol des Nationalsozialismus deklariert. Der an die Stadt erhobene Vorwurf, mit den Symbolen des Dritten Reiches, die sich eben nicht wie anderswo sprengen oder camoufflieren lassen, nicht angemessen umzugehen, ist inzwischen obsolet, denn das Reichsparteitagsgelände ist eben nicht ein Nürnberger, sondern ein *deutscher* Erinnerungsort, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kommt, dass das Dokumentationszentrum auch mit Mitteln des Freistaates Bayern und des Bundes finanziert wurde.

Ernst Hanisch liefert in seinem Essay zum Wiener Heldenplatz ein Beispiel, wie Erinnerungsorte dargestellt werden können. Mit Ironie und Hintersinn geschrieben, gelingt es Hanisch auch, den Lokalkolorit, von ihm als „austriazistische Ironie“ (Bd. 1, S. 116) bezeichnet, einzufangen: Das Nürnberg von Anne G. Kosfeld könnte dagegen auch in Schleswig-Holstein liegen. Und Bernd Roeck gelingt das Kunststück, auf wenigen Seiten die Geschichte des Reichstages von Regensburg bis zum Wallot-Bau in Berlin zu skizzieren.

Natürlich gibt es in dem Band auch Erinnerungsorte, die obligatorisch sind: Dazu zählt sicherlich das Nibelungenlied (Sektion ‚Dichter und Denker‘), doch werden dem Thema von Peter Wapnewski neue Akzente abgewonnen, wenn er beispielsweise die Schlacht von Stalingrad als „furchtbarste Aufgipfelung einer völkisch-militanten Mythisierung“ (Bd. 1, S. 164) der ‚Nibelungentreue‘ bezeichnet.

Unter ‚Volk‘ ragt u.a. der Beitrag von Wolfgang Ullrich zum Bamberger Reiter und Uta von Naumburg heraus. Beide Statuen werden zwischen 1918 und 1945, also in einer nationalistisch aufgewühlten Zeit, zu Symbolen völkisch-nationaler Identifikation. Der Reiter mutiert zum Symbol des ‚Führers‘, während Uta von Naumburg, so die treffende Formulierung von Ullrich, die fehlende First Lady des Dritten Reiches substituiert (Bd. 1, S. 332). Dagegen beschränkt sich Erhard Schütz in seinem Beitrag zum Volkswagen auf die Geschichte und das Image des Käfers vor allem in den USA; die sozialen Erfahrungen, die sich mit dem Fahrzeug, das die Deutschen mobil machte, verbinden, kommen ebenso zu kurz, wie die Jahrzehnte gepflegten technischen Unzulänglichkeiten (Heizung, beschlagene Frontscheibe usw.).

Demgegenüber meistern Eva und Hans-Henning Hahn das schwierige Thema Flucht und Vertreibung in exzellenter Weise. Die Autoren zeigen auf, weswegen „durch die deutsche Erinnerungslandschaft ‚Flucht und Vertreibung‘ bis heute tiefe Gräben (...) führen“ (Bd. 1,

S. 350). Der immer kritische Essay verschweigt weder die Leiden der deutschen Bevölkerung noch die Ursachen für die Ereignisse in den ostdeutschen Gebieten 1944/45 noch die schwierigen emotionalen politischen Auseinandersetzungen in der Bundesrepublik nach 1945. Demgegenüber fällt der thematische verwandte Aufsatz zu den Auslandsdeutschen deutlich ab.

Von den ‚Türken vor Wien‘ bis zum ‚Bolschewik‘ reicht die Liste der ‚Erbfeinde‘, unter denen auch ‚Jud Süß‘ zu finden ist, dem Na’ama Sheffi einen hervorragenden Beitrag gewidmet hat, in dessen Mittelpunkt der berühmte gleichnamige Film von Veit Harlan steht. Auch Frithjof Schenk wird seinem Thema Tannenberg/Grunwald gerecht, sieht man einmal davon ab, dass die wichtige Rolle, die der litauische Großfürst Vytautas mit seinen Truppen in der Schlacht spielte, nicht erkannt wird. Die ausschließliche Interpretation der Schlacht von 1410 als deutsch-polnische Konfrontation ist ein besonderes Charakteristikum dieses Erinnerungsortes, der auch Schenk nicht entgeht.

Keine Person eignet sich mehr als Symbol der deutschen ‚Zerrissenheit‘ als Heinrich Heine. Michael Werner kann zeigen, dass die Heine-Rezeption geradezu als Paradigma der deutschen Geschichte verstanden werden kann. Der Dichter hat es sich und den Deutschen im Umgang miteinander nie leicht gemacht: zu sperrig, zu widersprüchlich die vita, zu politisch Teile des Werkes (Deutschland – Ein Wintermärchen), zu ‚undeutsch‘ für das antisemitische Milieu die jüdische Herkunft, zu wenig national das französische (!) Exil. Die lange und quälende Diskussion in der Bundesrepublik, ob man die Düsseldorfer Universität nach Heinrich Heine benennen könne, zeigt in aller erschreckenden Deutlichkeit, wie deutsch dieser Erinnerungsort ist und wie treffend seine Einordnung in das Gesamtwerk.

Das schwierige Verhältnis der Deutschen zu ihrer Vergangenheit findet seinen besonderen Ausdruck in der Sektion ‚Schuld‘, die unter anderem Beiträge zu Auschwitz, der Dolchstoßlegende, zum Kniefall Willy Brandts und dem ‚Mitläufer‘ enthält. Es fällt schwer, einen Aufsatz besonders hervorzuheben, denn alle Beiträge stehen auf einem hohen Niveau. Willy Brandts symbolbeladene Geste schildert Adam Krzemiński aus polnischer Sicht, weswegen der Autor auch auf die deutsche Besetzung in Polen zwischen 1939 und 1945 eingeht und die Akzente doch anders setzt als eigentlich erwartet: Die deutlich polozentrische Ausrichtung lässt das jüdische Element etwas zu stark in den Hintergrund treten. Peter Reichel hat sich mit Auschwitz auseinandergesetzt und bezieht abschließend stark polemisch Stellung in der Diskussion um das zentrale Mahnmal zum Holocaust in Berlin: „In

einem Akt der Selbstentsühnung haben sich die Nachkommen der Verfolger in eine ‚Klagemeute‘ (E. Canetti) verwandelt, die sich das Trauermal auch noch von einem jüdischen Architekten bauen lässt“ (Bd. 1, S. 617).

Gustav Seibt bietet zum Brandenburger Tor einen der besten Essays des gesamten Werkes. Vorbildlich kann der Autor die verschiedenen Erinnerungsschichten herausarbeiten, er vermittelt die Wirkungen, die sich mit diesem Tor verbinden – ob nun Symbol monarchisch-wilhelminischer Größe, nationalsozialistischer „Überbietungsästhetik“ (Bd. 2, S. 80) oder Menetekel der deutschen Teilung und späteren Einheit. Und so schließt sich der Kreis zu Auschwitz, wenn Seibt am Ende einen Alternativvorschlag zum Holocaust-Mahnmal aufgreift: „(...) von einer Säule des Brandenburger Tors den Verputz abzunehmen und das Ziegelmauerwerk darunter frei zu lassen – also eine Verletzung am wichtigsten Monument der deutschen Nation vorzunehmen, zum Zeichen dafür, dass das größte Verbrechen der Geschichte auch dem Volk der Täter einen irreparablen, den Kern seiner Kultur berührenden Schaden zugefügt hat“ (Bd. 2, S. 85).

Die Sektion ‚Freiheit‘ bietet mit dem Beitrag von Dominik Geppert zur Freiheitsglocke im Schöneberger Rathaus die Darstellung eines ‚gescheiterten‘ Erinnerungsorts, der nicht den Weg in das nationale Gedächtnis fand. Auch Helmut Zwahrs erfrischende Darstellung „Wir sind das Volk“ darf nicht unerwähnt bleiben, wobei sich allerdings die Frage stellt, ob dieser Beitrag nicht besser in der Sektion ‚Revolution‘ unterzubringen gewesen wäre.

Im Themenbereich ‚Disziplin‘ ist auf den Erinnerungsort ‚Pickelhaube‘ hinzuweisen, der von Jakob Vogel in anregender Weise präsentiert wird. Das Thema zeigt auch eine der Stärken der Konzeption der Bände, die darin liegt, oft unvermutete Erinnerungsorte in das Werk mit aufzunehmen. Seltsam unentschlossen bleibt dagegen der Beitrag von Bernd Ulrich zu Stalingrad, der zwischen der Deskription der Schlacht und ihrer Rezeption nach 1945 kein ausgewogenes Maß findet. Der ‚Krieg von unten‘, d.h. der grausame Tod russischer und deutscher Soldaten findet dabei nur in Andeutungen statt, sodass zum wiederholten Male das Sterben an der Wolga eher vom Feldherrnhügel als vom Schützenloch aus porträtiert wird.

Doch nicht nur neuzeitliche Themen bieten ein Fundament für gelungene Darstellungen, wie Dirk Schümer zur Hanse beweist. Einer der größten Mythen der Bundesrepublik, die D-Mark, darf in der Sektion ‚Leistung‘ natürlich nicht fehlen: Harold James entledigt sich seiner Aufgabe in einem sachlich-kritischen Bericht, der die Erfolgsge-

schichte bilanzierend vorstellt. Zum Thema Bundesliga, das bereits angesprochen wurde, sei noch angefügt, dass Gunter Gebauer in seiner unkritischen Laudatio leider versäumt, auf die Affinitäten des DFB zu den braunen Machthabern auch nur mit einem Wort hinzuweisen. Obwohl er kurz auf die ‚Helden von Bern‘ eingeht, wäre es wohl sinnvoller gewesen, statt der Bundesliga dem Gewinn der Weltmeisterschaft 1954 einen Artikel „Bern – Wankdorfstadion“ zu widmen, denn hierbei handelt es sich um einen Erinnerungsort, der in der Geschichte der frühen Bundesrepublik eine besondere Wirkungsmacht entfaltete.

Im Bereich ‚Recht‘ fällt die Bilanz äußerst zwiespältig aus: Thomas Lindenberger zu ‚Ruhe und Ordnung‘, Michael Stolleis zu den ‚furchtbaren Juristen‘ und mit Abstrichen Sandrine Klott zum Sozialstaat zeigen sich ihren Themen gewachsen. Dagegen fehlt es an der nötigen kritischen Distanz zum Gegenstand beim Bürgerlichen Gesetzbuch; die Frage, wie das BGB auch unter der deutschen Diktatur ‚funktionieren‘ konnte, wird nicht einmal gestellt. Die politisch-juristische Sozialisation der furchtbaren Juristen, die Stolleis so erschreckend überzeugend vorstellt, ficht den Glauben an das BGB offenbar nicht an. Ähnlich positiv stellt Gerd Roelecke das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe vor. Das immer wieder (partei)politisch urteilende Gericht, dem seit Jahrzehnten immer mehr an politischer Macht wächst, ist bei allen Verdiensten nicht nur als unumschränkt positiver Erinnerungsort zu charakterisieren, wie der Autor meint. Und dass allein juristischer Sachverstand für die Berufung zum Verfassungsrichter ausschlaggebend sei, darf man in einer derart ausdifferenziert funktionierenden Parteiendemokratie wie der Bundesrepublik und bei den bekannten parteipolitischen Affinitäten der einzelnen Richter und der beiden Senate getrost ins Reich der Fabel verweisen. Die längst fällige Diskussion, inwieweit ‚Karlsruhe‘ Politikersatz betreibt bzw. durch Verfassungsklagen dazu gezwungen wird, hätte in der Darstellung nicht fehlen dürfen.

Ähnlich zerrissen wie das Leben von Heinrich Heine liest sich die Biographie Marlene Dietrichs, auch sie in beständiger Auseinandersetzung mit ihrer Herkunft. Dass die Dietrich für ‚Die Moderne‘ steht, ist zweifellos eine richtige Zuordnung, repräsentiert ihre Karriere doch ähnlich wie das Bauhaus die Umbruchphase der Weimarer Republik, den eigentlichen deutschen Schritt ins 20. Jahrhundert.

Der dritte Band beginnt mit der Sektion ‚Bildung‘, in der sich u.a. die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Brüder Humboldt und Albert Einstein wiederfinden. Uwe Puschner hat sich des Duden angenommen, ohne auf die aktuellen Entwicklungen (Rechtschreibreform) ein-

zugehen und auf das kommerzielle Interesse des Duden-Verlages oder die Reglementierungswut einer selbstgefälligen Bürokratie und Politik hinzuweisen. In diesem Falle wäre ein abschließender aktueller Bezug mehr als wichtig gewesen.

Das in andere Sprachen nicht übersetzbare Wort ‚Gemüt‘ steht als Überbegriff für Beiträge wie Karl May, den Struwwelpeter, den Schläger, aber auch für eher traditionell mit dem Begriff in Verbindung zu bringende Themen (Weihnachten, Deutscher Wald). Die Sektion überzeugt vor allem durch die durchgehend interessanten und anregenden Beiträge, sodass es schwer fällt, einen einzigen hervorzuheben.

Dagegen sind unter dem Stichwort ‚Glaube und Bekenntnis‘ zwei Aufsätze zu erwähnen, die nicht zufällig von 1945 erloschenen Erinnerungsorten handeln. Gerd Krumeich behandelt mit Langemarck einen der am meisten missbrauchten Mythen der neueren deutschen Geschichte, der als Symbol eines nationalen Opfergangs bewusst initiiert und kreiert wurde. Der Tod junger deutscher Freiwilliger mit dem Deutschlandlied auf den Lippen (so die Legende) wurde zum heroischen Gegenbild zum „Maschinenkrieg“ (Bd. 3, S. 301) stilisiert und entfaltete seine Wirkung keineswegs zufällig in der deutschen Niederlage ab 1918. So wurde ein Ereignis zum nationalen ‚Vermächtnis‘, das man treffender als ‚Kindermord von Ypern‘ bezeichnen kann. Sabine Behrenbeck untersucht die Geschichte des Wortes „Heil“ und zeigt die Erlösungssymbolik, derer sich der Nationalsozialismus mit seiner Grußformel bediente, vor ihrem historischen Hintergrund auf. Eine derartige kritische Distanz zu autoritär-diktatorischen Symbolen hätte man sich auch von Albrecht Döhnert zur Jugendweihe in der DDR gewünscht: ebensowenig wie das ‚Heil‘ eine Erfindung der Nationalsozialisten war, konnte die SED das Patent der Jugendweihe für sich beanspruchen. Erstaunlich bleibt, dass die postsozialistische Jugendweihe, der der Autor mit wohlwollenden Worten und in umfangreicher Darstellung eine weitere Zukunft verheißt, trotz der historischen Belastung weiterhin auf eine gewisse Akzeptanz stößt: Vielleicht war sie als „Kampfinstrument der SED-Kirchenpolitik“ (Bd. 3, S. 353) weit erfolgreicher, als viele heute annehmen.

Neben ‚Gemüt‘ ist ‚Heimat‘ ein typisch deutscher Begriff, der emotional aufgeladen ist. Die Britin Anna Bramwell liefert zum Thema ‚Blut und Boden‘ den herausragenden Beitrag, weil sie nicht auf ausgetretenen Rezeptionspfaden wandert, sondern – quer zum mainstream – den antikapitalistischen Duktus, der in ‚Blut und Boden‘ mitschwingt, zumindest im Bereich der naturnahen Landwirtschaft (‚Boden‘) im politischen Milieu der Grünen wiederfindet. Quasi ‚ent-

nazifiziert‘ und um die Ingredienz ‚Blut‘ vermindert, kann die Autorin in der Tat frappierende Analogien aufzeigen: ein provokantes Essay, das dem Thema neue Aspekte abgewinnt. Warum Olaf B. Raders gelungenener Beitrag ‚Dresden‘ in diese Sektion eingeordnet wurde, bleibt allerdings unverständlich.

Katja Czarnowskis ‚Loreley‘ (in der Sektion ‚Romantik‘) zählt mit den immer hintersinnigen Formulierungen und dem ironischen Stil zu den besten Aufsätzen des gesamten Werkes. Die berückende Schöne auf dem Rheinfelsen, übrigens keineswegs Gegenstand einer tradierten Volkssage, sondern ein Geschöpf Clemens von Brentanos, wurde zusammen mit ‚Vater Rhein‘ nach 1870/71 germanisiert, nach 1945 zur DDR-Kombattantin des Kalten Krieges („Go home, Ami! Ami go home! Spalte für den Frieden dein Atom. Sag: Good bye dem Vater Rhein. Rühr‘ nicht an sein Töchterlein. Loreley – solange du singst, wird Deutschland sein.“ – Bd. 3, S. 498) und schließlich zum Beispiel von Kitschkultur. Doch bewies die Dame gegen solche Inanspruchnahmen immer Widerstandskraft, sodass die Autorin am Ende ihres Essay resümieren kann: „Gewiß mag sie auch heute noch ein mehr oder weniger stereotypes Deutschland-Bild, jenes Klischee von romantischer Schwärmerie und Innerlichkeit repräsentieren, doch als solches ist es längst entlarvt. Die ‚deutscheste Jungfrau‘ hat sich, ungeachtet deutschümelnder Tönungen, zur Weltbürgerin, zum Weltkulturgut gewandelt, und so wird sie im Gedächtnis weiterleben, lockende, lockige Loreley“ (Bd. 3, S. 502).

Den letzten gewichtigen Akzent setzen die ‚Identitäten‘, bei denen der Bogen von der ‚Germania‘ des Tacitus und Arminius über Faust und Friedrich den Großen bis zu deutschen Vornamen und der Nationalhymne reicht. Der letzte Beitrag, und damit durchbrechen die Herausgeber ihr Prinzip, innerhalb der jeweiligen Oberbegriffe die Aufsätze chronologisch anzuordnen, ist Beethovens Neunter Symphonie gewidmet, womit symbolisch die deutsche Geschichte in ihren europäischen Bezügen aufgeht.

Eben bei den ‚Identitäten‘ hätte man von den Autoren mehr erwartet als eine reine Rezeptionsgeschichte, doch wird diese Hoffnung leider enttäuscht. So schildert Michael Werner zwar die Überlieferung des Textes der ‚Germania‘ und die Frage der Glaubwürdigkeit der Darstellung, doch die eigentlich entscheidende Frage stellt er nicht: warum die Germania überhaupt geschrieben wurde? Wir wissen bis heute nicht, weswegen Publius Cornelius Tacitus sich mit den Germanen und ihren Sitten beschäftigte. Werner vertritt die altbekannte These, der Römer habe seine Landsleute aufrütteln und vor dem Bild

des hehren und ‚reinen‘ Naturvolks die Dekadenz des Imperium Romanum geißeln wollen; eine Interpretation, die allein schon deshalb zweifelhaft ist, weil Barbaren (die die Germanen ja nun eindeutig waren) für das römische Publikum wohl nur schwerlich als Spiegel der eigenen Verderbtheit fungieren konnten. Die vermeintliche moralisch-sittliche Überlegenheit der Germanen deutet ja bereits auf eine Genese der These aus deutsch-nationalem Milieu hin, in dessen Klima die Germania zum rassistischen Nationalepos stilisiert wurde.

Tacitus ist, zusammen mit Velleius Paterculus und Cassius Dio, auch der *spiritus rector* des germanisch-deutschen Nationalhelden, dessen Mythos die deutsche Nationalgeschichte durchzieht: der ehemalige Söldner, der seine Arbeitgeber in eine heimtückische Falle lockt und bis auf den letzten Mann niedermetzeln lässt, ist uns ebenfalls vor allem durch den römischen Geschichtsschreiber bekannt. Wie aus dem Söldner und Kollaborateur Arminius Hermann der edle Cherusker wurde, ist in der Tat eine deutsche Geschichte. Doch verharret Werner M. Doyé zu sehr in bloßer Rezeptionsgeschichte, dabei bot der Sieger vom Teutoburger Wald nicht nur Identifikationspunkte für den deutschen Nationalismus, sondern auch für den real existierenden Sozialismus deutscher Prägung, der den Ausgang der Varusschlacht flugs als Beweis der Überlegenheit einer Gesellschaft mit ‚urkommunistischen Eigentumsverhältnissen‘ über einen imperialistischen Sklavenhalterstaat interpretierte (Bd. 3, S. 601 f.).

Pierre Nora, Vater der französischen ‚*lieux des memoires*‘, weist in seinem Nachwort eindringlich auf den völlig anderen Umgang mit der eigenen Geschichte in Frankreich und Deutschland hin (Bd. 3, S. 681: „Das Verhältnis der Deutschen zur ‚Nation‘ war immer schon schwierig, unsicher und schmerzlich.“), doch sieht er im Konzept der Erinnerungsorte auch einen „Hebel zur Erneuerung der nationalen Geschichtsschreibung“ (Bd. 3, S. 681). Das ist vielleicht etwas zu hoch gegriffen, denn einen archimedischen Punkt stellen die Erinnerungsorte nicht dar, wohl aber eine beeindruckende Sammlung deutscher Geschichten, die in ihrer Gesamtschau zur deutschen Geschichte werden, und dem Leser in ihrer Vielfalt und Gegensätzlichkeit weit mehr vermitteln, als eine klassisch geschriebene deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts vermag. Denn die Anziehungskraft der Bände liegt in ihren „freie[n] Assoziationen und Querverweise[n]“, den „Widerspiegelungen und Brechungen“ (Bd. 1, S. 20). Pierre Nora spricht in diesem Zusammenhang in den französischen Erinnerungsorten von Kreuzungen: „Des lieux-carrefour donc, traversés de dimensions multiples. Dimension historiographique, toujours présen-

te, puisque histoire de l'histoire, ils sont la matière dont se construit l'histoire, histoire de ses instruments, de sa production et de ses procédures.“²

Am Beginn des 21. Jahrhunderts liegt mit diesem Werk ein anregendes, kritisches und nachdenklich machendes Lesebuch zur deutschen Geschichte vor. Das Schlusswort bleibt Heinrich Heine vorbehalten: „Der deutsche Donner (...) kommt etwas langsam dahengerollt, aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch nie in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht“ (Bd. 1, S. 174). Diese Prophezeiung des Dichters, so weiß der Leser spätestens nach der Lektüre der deutschen Erinnerungsorte, hat sich leider erfüllt.

Joachim Tauber, Lüneburg

Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert. Prag – Krakau – Danzig – Wien, hrsg. v. Andrea Langer u. Georg Michels. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2001, 277 S., 72 Abbildungen (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa. 12).

Das anzuzeigende Buch versammelt Aufsätze, die aus zwei Kolloquien des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. in Leipzig hervorgegangen sind. Die Kolloquien hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die Beziehungen zwischen den großen Städten Ostmitteleuropas zu untersuchen und besonders ihre Rolle im „Kulturtransfer“ genauer zu erforschen.

Die Reihe der Aufsätze beginnt mit einer grundlegenden, und zwar begriffsgeschichtlichen, Klärung des Begriffs „Kulturtransfer“ durch Matthias Middell. Wie er herausstellt, wurde der Begriff im deutsch-französischen Forschungskontext geprägt und erwies sich aus zwei Gründen als notwendig: einmal, weil die Erforschung der (materiellen, verkehrstechnischen und geistigen) Beziehungen zwischen als unterschiedlich gedachten „Kulturen“ erwiesen hatte, dass diese Beziehungen zu vielfältigen Vermischungs- und Angleichungsprozessen führen;

² Ebenda, Bd. 1, S. VII.

zum anderen, weil sich herausstellte, dass Art und Stärke des kulturellen Einflusses nicht nur von der Absicht und dem Einsatz der „Ausgangskultur“ abhängen, sondern auch von den spezifischen Bedürfnissen der „aufnehmenden Kultur“. Dieser Erkenntnisse wegen musste schließlich die ältere Vorstellung von einem systematischen „Vergleich“ von „Kulturen“, die als unterschiedene, aber beziehungslose Einheiten erscheinen, zugunsten einer neuen Konzeption aufgegeben werden, bei der im „Vergleich“ die Beziehungen zwischen den Kulturen und mögliche Vermischungs- und Übernahmeprozesse immer schon mitgedacht werden müssen. Auch ergab sich – was vielleicht für die Frühneuzeitforschung von besonderer Bedeutung ist –, dass „Beziehungen“ nicht nur die zwischen geografischen Nachbarn sein müssen. Geografisch entfernte Räume können, auch und gerade in der Frühen Neuzeit, durchaus „kulturell nahe“ sein, während man dem unmittelbaren geografischen Nachbarn fremd bleibt. Abschließend nennt Middell einige Methoden der Beziehungsforschung, die sich als fruchtbar erwiesen haben, z.B. die biografisch-prosopografische oder die Methode der Buch- und Übersetzungsforschung, ohne jedoch vorauszusetzen, dass sich beim derzeitigen Forschungsstand ein vollständiger Überblick über die Methoden der Beziehungsforschung geben ließe.

Die weiteren Aufsätze des Bandes sind thematisch ausgerichtet und wollen in mehrfacher Hinsicht sowohl Forschungslücken schließen als auch neue Anregungen vermitteln. Einmal soll das „Transfer“-Konzept auf Ostmitteleuropa übertragen und dabei auf seine Brauchbarkeit geprüft werden. Zum anderen gehen zumindest einige Aufsätze thematisch über die bis jetzt sehr textorientierte Kulturtransferforschung hinaus. Dennoch bilden Aufsätze zu Themen aus der Schriftkultur im weitesten Sinne den ersten, wenn auch nicht „übergewichtigen“ Schwerpunkt des Bandes. Der Aufsatz von Krzysztof Baczkowski, „Humanismus in Krakau und Wien“, bietet noch am ehesten einen traditionellen „Vergleich“, was aber nicht an der Methode, sondern an den geschilderten Sachverhalten liegt. Denn trotz intensiver Beziehungen der beiden Bildungseinrichtungen, der Wiener Universität und der Krakauer Akademie, standen sie doch in völlig verschiedenen Kulturkontexten. Während in Krakau Akademie und Hof zwei voneinander geschiedene eigenständige Zentren des Humanismus bildeten, wurde die Wiener Universität vom Hof unterstützt und gefördert. Ähnlich grundlegende Unterschiede, die durch unterschiedliche Kontexte bedingt waren, sieht Karen Lambrecht zwischen den Buchdruckproduktionen in Krakau und Prag. In Krakau gaben

vor allem Kirche, Universität und Hof den Buchdruckereien Aufträge, wodurch die Buchproduktion stark wissenschaftlich und theologisch geprägt wurde. In Prag dagegen spielte die Kirche als Auftraggeberin eine geringere Rolle, der Buchdruck diente hauptsächlich den Informationsbedürfnissen von Adel und Bürgertum aus Stadt und Region. Daher waren dort Übersetzungen in die böhmische Sprache häufig, aber auch Flugschriften, die der politischen Information dienten. In beiden Druckorten erschienen zahlreiche „Vokabularien“, was auf die Vielsprachigkeit der Metropolen hinweist und zeigt, wie alltäglich gerade in den ostmitteleuropäischen Zentren die Begegnung und Verständigung mit Menschen fremder Sprache gewesen sein muss.

Arno Strohmeier widmet sich einem im Wortsinne merk-würdigen und vernachlässigten Forschungsgebiet, der Hofhistoriografie als Vermittlerin von Geschichtsbildern, die ihrerseits wiederum der Integration der werdenden Staaten der Frühen Neuzeit dienen sollten. Wie die Vermittlung solcher Geschichtsbilder vor sich gehen konnte, illustriert Strohmeier an zwei Wiener Beispielen. Der 1514 in Wien geborene Wolfgang Lazius brachte ein humanistisch geprägtes Geschichtsverständnis an den Hof Ferdinands I., wo er seit 1548 Hofhistoriograf war. In seiner Ausbildung hatte Lazius internationale Kontakte geknüpft und verschiedene kulturelle Einflüsse verarbeitet, die nun für sein Werk fruchtbar wurden. Spezifisch humanistisch waren Lazius' Interesse für die Alte Geschichte, aber auch eine „quellenkritische“ Sicht auf die Geschichte Österreichs, wofür er Archiv- und Bibliotheksstudien betrieb und geografische und historische Informationen in der Darstellung zu verbinden suchte. Auch sein Nachfolger Johannes Sambucus vermittelte humanistische Einflüsse an den Wiener Hof, vor allem als Sammler von Handschriften und Münzen, was mit den Interessen der Habsburger übereinstimmte. In seiner Geschichtsschreibung suchte Sambucus einen neuartigen „Patriotismus“ aufzurichten, der sich auf das gesamte Habsburgerreich beziehen sollte – und deshalb wohl zumindest für die Eliten als Integrationsmittel taugte.

Systemen des Kulturkontakts widmen sich die nächsten beiden Aufsätze, nämlich von Jan Pirożyński über „Die Stellung der polnischen Metropolen im europäischen Nachrichtenverkehr“ und von Heidemarie Petersen über „Jüdische Ärzte am Krakauer Hof“ des 16. Jahrhunderts. Pirożyński betont zwar, dass die Kultur Polens im 16. Jahrhundert stärker mündlich geprägt war als die weiter im Westen, dass es, bedingt durch die wenig krisenhafte politische Lage, illustrierte Flugblätter vor 1572 fast gar nicht gab und auch Beispiele für eine

gezielte „Propagandapolitik“ erst aus der Zeit des Interregnums bekannt sind. Dennoch wurden Nachrichten aus Polen auch nach West- und Südeuropa vermittelt. Gedruckte „Neue Zeitungen“ gab es wenige, und sie beschäftigten sich meist mit krisenhaften Ereignissen wie der Auseinandersetzung Danzigs mit König Stefan Báthory 1577 – hinzuzufügen ist, dass diese Druck-Erzeugnisse oft nicht der einfachen Information, sondern der politischen Publizistik zuzurechnen sind, wofür der Verfasser Beispiele antipolnischer Tendenz zitiert. Doch „geschriebene Zeitungen“ (die in der Frühen Neuzeit meist reine Informationsmedien waren) stellen den Hauptteil der Medien, in denen Nachrichten über Polen auftauchten. Heidemarie Petersen rekonstruiert den Kulturkontakt zwischen sephardischem und polnischem Judentum anhand der persönlichen Verbindungen jüdischer sephardischer Ärzte am Krakauer Hof. Sie schildert die erfolgreiche Eingliederung der jüdischen Ärzte und ihren Einfluss auf die Bildungsbemühungen polnischer Juden.

Zwischen der traditionell schriftkulturellen Ausrichtung der Geschichtswissenschaft und eher interdisziplinären kunst- und sozialhistorischen Fragestellungen steht der Aufsatz von Karl Vocelka, der „Höfische Feste als Phänomene sozialer Integration und internationaler Kommunikation“ untersucht. Anhand von Festbeschreibungen weist er nach, dass höfische Feste nicht nur, wie man erwarten sollte, der Integration der lokalen Eliten dienen. Vielmehr fanden sich auch Mitglieder des niederen Adels unter den Festgästen. Glücks- und Geschicklichkeitsspiele richteten sich auch an „das Volk“, einige von ihnen haben sich, zum Teil abgewandelt, bis heute als Kinderspiele erhalten, sind also aus dem höfischen Kontext „ausgewandert“. Handwerker, Gastwirte und die Bauern des Umlandes konnten in die Vorbereitung und Organisation des Festes einbezogen sein – und daran verdienen. Festbeschreibungen in gedruckter Form vermittelten das Festprogramm an eine nationale und internationale Leserschaft weiter. Komplizierte Allegorien waren, wie Vocelka vermutet, wohl nicht einmal allen Adeligen völlig verständlich. Beachtenswert aber scheint, dass die Vorstellung vom Herrscher als Sonne schon auf einer Ehrenpforte Kaiser Maximilians I. auftaucht, dort wahrscheinlich von antiken Vorbildern inspiriert.

Die zweite Gruppe von Aufsätzen, die sich zu einem Schwerpunkt zusammenfassen lassen, befasst sich mit der „Transfer“-Wirkung der bildenden Künste, besonders der Architektur. Dass die manieristische Kunst der zweiten Jahrhunderthälfte im Mittelpunkt des Interesses steht, ist wahrscheinlich kein Zufall. Bei der Untersuchung der

„künstlerischen“ Beziehungen wird besonders deutlich, dass Kontakte auch zwischen weit entfernten geografischen Räumen bestehen können, sofern nur eine kulturelle Nähe vorhanden ist oder angenommen wird. Dafür bietet der Aufsatz von Arnold Bartetzky zur manieristischen Architektur in Danzig ein instruktives Beispiel. Nach Ansicht Bartetzky's können die Faktoren, die bisher in der Forschung als „Ursachen“ für die intensive Rezeption niederländischer Modelle genannt wurden (druckgrafische Muster, Mobilität der Bauleute), diese Rezeption nicht vollständig erklären. Hinzukommen muss ein politisch-geistiges Moment: Magistrat und Patriziat nahmen als Bauherren niederländische Vorbilder auf, weil sie sich, als Oberschicht einer Stadt, die ihre „Freiheit“ gegenüber dem Königtum zu behaupten und zu inszenieren suchte, mit dem Kampf der Niederländer um ihre Unabhängigkeit von Spanien verbunden fühlten.

Andrea Langer widmet sich in ihrem Aufsatz dem „Einfluss Elisabeths von Habsburg (1436/37–1505)“ auf die Kunst am jagiellonischen Hof in Krakau. An erster Stelle nennt Langer die Stiftung zweier Grabkapellen durch Elisabeth. Das Bauprogramm dieser Kapellen stellt einen spezifischen jagiellonischen Herrschaftsanspruch heraus, dem sich Elisabeth offenbar einfügte. Auch als Auftraggeberin und Stifterin weiterer Kunstwerke wird sie identifiziert. Als Resultat eines Kulturtransfers besonderer Art kann man ihren lateinischen Fürstenspiegel ansehen, der von ihrer persönlichen Erfahrung geprägt ist, aber auch in der humanistischen Tradition steht, die sie in ihrer Jugend am Hof in Wiener Neustadt kennen gelernt hatte.

Maria Dmitrieva-Einhorn legt in ihrem Aufsatz neue Forschungen zu „Fassadendekorationen in Böhmen“ vor. Die neuen Techniken der Fassadendekoration (Chiaroscuro, Sgraffitto) kamen aus Italien und wurden in Böhmen auch durch italienische Meister vermittelt, was vermutlich daran lag, dass die adligen Auftraggeber selbst intensive Beziehungen zu Italien pflegten. Residenz und Adelspaläste in Prag wurden ab Mitte des 16. Jahrhunderts von künstlerisch hoch befähigten Meistern ausgeschmückt. Der Stil verbreitete sich, indem die italienischen Baumeister auch Aufträge außerhalb Prags annahmen. In Südböhmen entstanden Bürgerhäuser mit Sgraffittodekoration – wie die Technik dorthin gelangt ist, wird allerdings nicht gesagt. Die dritte Phase der „Einbürgerung“ der Sgraffittotechnik ist die rudolfinsche Zeit. In dieser Epoche wurde das italienische Stilvorbild allmählich vom niederländischen abgelöst. Kennzeichnend für diesen eher manieristischen Stil ist das „Ignorieren der architektonischen Rahmung“, so Dmitrieva-Einhorn.

Der abschließende Aufsatz von Jacek Tylicki über Manierismusrezeption in mehreren ostmitteleuropäischen Städten bietet ein Beispiel eines „mehrpolygonen“ Vergleichs, wie es die Kulturtransferforschung fordert, und zugleich einen weiteren Beleg dafür, in welcher Weise verschiedene Faktoren kultureller Nähe die Rezeptionsprozesse beeinflussen. Deutlich wird gezeigt, dass Breslau den Manierismus aus dem rudolfinischen Prag aufnahm, während die Städte Danzig und Elbing sich eher niederländischen Impulsen öffneten, die ihnen durch niederländische Glaubensflüchtlinge vermittelt wurden. In Königsberg dagegen setzte sich der Manierismus im 16. Jahrhundert nicht durch, da der Herzogshof wenig Interesse für Malerei zeigte und die Künstler sich zudem noch eher dem Stilideal der deutschen Renaissancemalerei im Sinne Dürers und Cranachs verpflichtet fühlten.

Das Buch wird durch ein Orts- und ein Personenregister (geordnet nach deutschen bzw. lateinischen Stichworten mit Verweisen bei der Schreibung in den jeweiligen Landessprachen) erschlossen. Im Abbildungsteil vermitteln besonders die Architekturfotografien zu den Aufsätzen von Dmitrieva-Einhorn und Bartetzky auch dem Laien einen guten Eindruck von den Stilen und Stileinflüssen, um die es in den Darstellungen geht. Die Gesamtheit der Aufsätze macht deutlich, dass das Konzept des „Kulturtransfers“ sich auf ostmitteleuropäische Verhältnisse durchaus anwenden lässt, zuweilen mit Erkenntnisgewinn für die Erforschung kultureller Überlagerungsprozesse, dass es gelegentlich aber auch scheitert, weil „Kulturen“ sich dort als unterschiedlich und unverbunden erweisen.

Esther-Beate Körber, Berlin

Hansestadt. Residenz. Industriestandort. Beiträge der 7. Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker in Oldenburg, 27.–30. September 2000, hrsg. v. Beate Störtkuhl. München: R. Oldenbourg Verlag 2002, 415 S., Abb. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 19).

Auch wenn sich der Leser eigentlich weder für Hansestädte oder Residenzen noch für Industriestandorte, aber für Kunst, Architektur und/oder Denkmalpflege in den heute östlich Deutschlands gelegenen

Gebieten – dessen Bestand in der Einleitung ausdrücklich als „gemeinsames Kulturerbe von Polen und Deutschen“ deklariert wird – interessiert, wird er in dem hier zu besprechenden Tagungsband und seinen 21 ausführlichen, mit einer englischen Ausnahme in deutscher Sprache wiedergegebenen und außerordentlich vielfältige Themen behandelnden Beiträgen vieles finden, was unbedingt lesens- und vielfach nachdenkenswert ist. Dass die gedruckten Dokumentationen der Tagungen, nur die der Jahre 1998 und 1999 wurden nicht publiziert, doch künftig in beiden Sprachen, also deutsch und polnisch, erfolgen sollten – ein Gedanke, der durchaus naheliegend ist –, regt übrigens einer der Autoren, Jan Wrabec, in der ersten Anmerkung zu seinem Beitrag an und macht damit auf ein offensichtliches Desiderat aufmerksam. Denn 21 der insgesamt 33 Autoren haben polnische und nur die übrigen zwölf Autoren deutsche Adressen.

Ausgesprochen ärgerlich – wohl am meisten für die Herausgeberin und den Verlag – ist der Umstand, dass vielfach die Titel der Beiträge im Inhaltsverzeichnis nicht mit den tatsächlichen Titeln – und Inhalten! – der Beiträge übereinstimmen. In den meisten Fällen ließe sich das als verzeihlicher Schönheitsfehler abtun, wären da nicht solche gravierenden Differenzen wie beim Beitrag von Maria Andrzejewska. Verhiess der Beitrag im Inhaltsverzeichnis: „Dokumentation der Herrenhäuser und Vorwerke auf dem Gebiet der Republik Polen“ und machte die Rezensentin besonders neugierig, da sie sich seit langem mit der Inventarisierung von Herrenhäusern beschäftigt, wird dann tatsächlich aber über „Die Dokumentation von Vorwerksanlagen und Objekte der Lebensmittelverarbeitung auf dem Gebiet Polens“ berichtet. Dieser Umstand deutet auf den leider immer weiter verbreiteten Umstand, der bei Tagungsbänden und auch Dissertationen immer offenkundiger wird: Das klassische Lektorat ist am Aussterben.

Doch nach so viel Vorrede nun zum Inhalt des zu besprechenden Bandes: Außer den drei namensgebenden Themenkreisen der Tagung und damit des Tagungsbandes gibt es noch das vierte Hauptkapitel „Geschichte der Denkmalpflege“ und die unter der summarischen Überschrift „Informationsbörse“ zusammengefassten zehn Kurzbeiträge, in denen zumeist über begonnene Projekte, aber auch über Sammlungsbestände berichtet wird, die ebenfalls eine Fülle unterschiedlichster Informationen bieten.

Den umfangreichsten Komplex des Bandes stellt mit neun Beiträgen das Kapitel „Hansestadt“ dar und zeigt bereits repräsentativ für den gesamten Band, wie wenig homogen die behandelten Themen sind; hier reichen sie von der „Kunst der Hanse als Katalogkunst. Produkt-

ästhetische Überlegungen zu einem alten Thema“ (Andreas Köstler) über „Die Goldschmiedekunst in Norddeutschland und im ehemaligen Ordensland. Überlegungen zur Frage ‚Gibt es einen hanseatischen Stil‘“ (Michał Woźniak), über „Lübeck, Elbing und Braunsberg – Vergleichende Betrachtungen zur mittelalterlichen Sakralarchitektur“ (Christofer Herrmann), und „The Role of Elbing as a Carrier of Franconian Patterns to Former Prussia“ (Małgorzata Kierkus-Prus), über „Protestantische Epitaphien in pommerschen Hansestädten im 16. und 17. Jahrhundert: Stettin, Greifswald und Stralsund“ (Marcin Wislocki), und die Frage: „Gab es in der Frühen Neuzeit eine städtische Ikonographie? Die Bildprogramme der Rathäuser in Bremen und Danzig im Vergleich“ (Arnold Bartetzky), über „Das Bild der Stadt Stettin im Spiegel von Politik, Wirtschaft und Kultur“ (Ewa Gwiazdowska), über den „Komplex der Hakenterrassen in Stettin – denkmalpflegerische Probleme“ (Małgorzata Jankowska) bis zum „Stettiner Regierungsgebäude als Beispiel des Historismus in der spätwilhelminischen Architektur“ (Rafał Makafa).

Sieben Beiträge umfasst das zweite Hauptkapitel „Residenz“, dessen Titel sehr breit gestreute Beiträge zulässt. Als hoffentlichen Auftakt für eine systematische Erforschung der Stadtentwicklung versteht Henryk Dziurla seinen Beitrag: „Der außergewöhnliche historische Raum der Breslauer Altstadt“. Der neuzeitlichen Blütezeit der Residenzstädte wenden sich drei Beiträge zu, Jan Wrabec mit „Barocke Raumordnungen am Beispiel einiger Residenzstädte in der ehemaligen Grenzregion zwischen Schlesien und Polen“, Jerzy Gorzelyk mit: „Oberglöckau – eine oberschlesische Residenzstadt im Zeitalter des Barock“ und Christine Morsbach mit: „Wolfgang Heimbach – Oldenburgischer Hofmaler des Barock“. Thematisiert werden außerdem „Die oberschlesischen Residenzen in den Jahren 1850–1914“ (Irma Kozina), „Repräsentation und Privatsphäre. Zur Ikonographie des Schloßquartiers in Posen“ (Hanna Grzeszczuk-Brendel) und die „Residenzen und Herrenhäuser im Südwesten Großpolens“ (Aleksander Starzyński).

Industriestandorte gehören eigentlich nicht zu den traditionellen Themen der Kunstgeschichte, umso bemerkenswerter, dass im gleichnamigen dritten Hauptkapitel dazu drei Beiträge dieser von Kunsthistorikern veranstalteten Tagung wiedergegeben werden: „Die Revalorisierung der Lodzer Fabriken“ (Jan Salm), „Das Waldenburger Industriegebiet – Aufgaben und Möglichkeiten der Denkmalpflege“ (Janusz L. Dobesz) und „Zuckerfabriken in Niederschlesien – Fragen der Dokumentation und Erhaltung von Industriedenkmalern“ (Andrzej Wilk). Übrigens ließe sich der in der deutschen Denkmalpfleger-

sprache ungebräuchliche Begriff „Revalorisierung“ im Sinne der wirtschaftlichen Aufwertung am besten mit dem hierzulande üblichen Revitalisieren, dem Wiederbeleben, gleichsetzen.

Nur zwei Beiträge umfasst das vierte Hauptkapitel zur „Geschichte der Denkmalpflege“. Als öffentlichen Abendvortrag hielt Andrzej Tomaszewski, der im Übrigen gemeinsam mit Dethard von Winterfeld die deutsch-polnischen Kunsthistorikerbegegnungen bereits 1988 initiierte, seinen Beitrag: „Zwischen Denkmalpflege und Ideologie – Konzepte in Polen 1945–1989“, im Rahmen der Tagung berichtete Tomasz Torbus über „Die Rezeption der Renaissance im Nachkriegs-Polen – die Suche nach einem Nationalstil“.

Die Vielfalt dieser Beiträge macht deutlich, dass es nicht immer so problemlos war, sie thematisch zu ordnen, und zumindest im ersten Hauptkapitel ist das gewählte Thema nicht ganz passend. Denn weder die protestantischen Epitaphien noch die spätwilhelminische Architektur haben tatsächlich noch etwas mit den Städten der Hanse – die Betonung liegt auf Hanse – zu tun. Und hier liegt das wahrscheinlich größte Defizit des Bandes. Wie sonst bei Festschriften die traurige Normalität, sind thematisch unterschiedlichste Beiträge zusammen zwischen zwei Buchdeckel geraten, die eigentlich nichts miteinander zu tun haben. Wäre es die erste oder zweite gemeinsame Tagung deutscher und polnischer Kunsthistoriker, würde man wohlwollend über diesen Punkt hinweg sehen und sich vorrangig an der gemeinsamen Aktivität freuen können, doch bei der siebenten Tagung des Arbeitskreises hätte man sich etwas mehr inhaltliche Stringenz gewünscht. Nichts desto trotz, oder vielleicht gerade deswegen, werden viele im Band fündig werden.

Für den Denkmalpfleger bietet jedes Kapitel interessante Beiträge. So berichtet Małgorzata Jankowska im ersten Hauptkapitel, in dem über die „Hansestädte“, über die Geschichte, Restaurierung und konservatorische Probleme am Beispiel der Stettiner Hakenterrasse und tritt damit den Beweis an, dass die polnischen Denkmalpfleger und Restauratoren ihren eigenständigen, eher der Rekonstruktion verpflichteten Weg, den Andrzej Tomaszewski in seinem Beitrag eindrücklich schildert, zugunsten der in Europa noch immer als Standard anerkannten Grundsätze der Charta von Venedig verlassen haben. In knappen Sätzen beschreibt die Autorin nach einer vergleichsweise ausführlichen Abhandlung der Geschichte dieses einmaligen städtebaulichen Ensembles das restauratorische Vorgehen, eine Vorstellung der im Titel angesprochenen konservatorischen Probleme bleibt sie dem Leser schuldig.

Im zweiten Hauptkapitel – „Residenz“ – macht Aleksander Starzyński in aller Kürze, fast lakonisch, auf die denkmalpflegerisch dramatische Situation der „Residenzen und Herrenhäuser im Südwesten Großpolens“ aufmerksam, eine Situation, die der in den so genannten neuen Bundesländern durchaus nicht unähnlich ist; fehlende Finanzkraft der jetzigen Eigentümer, ungeklärte Eigentumsverhältnisse und/oder Mangel an staatlichen Fördermitteln verhindern die Restaurierung der meisten Objekte, lediglich Sicherungsarbeiten konnten verschiedentlich durchgeführt werden.

Von europäischer Aktualität sind die Beiträge im Kapitel „Industriestandort“, die mit teilweise erschreckender Deutlichkeit über den dramatischen Zustand und die wenig Hoffnung verheißende Zukunft der Industriedenkmale berichten, die in allen drei Beiträgen dieses Kapitels thematisiert werden. Denn die hier benannten Probleme bestehen nicht nur in Lodz, Waldenburg oder Niederschlesien, sondern ebenso auch im Ruhrgebiet, im Saarland oder in industriell geprägten Städten Oberfrankens und des Erzgebirges und darüber hinaus in allen europäischen Industriegebieten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Nicht alle können wie die Völklinger Hütte im Saarland in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO aufgenommen werden – wobei auch dies nicht unweigerlich den denkmalgerechten Erhalt der beeindruckenden Industrieanlage bedeutet –, aber inzwischen ist das Bewusstsein dafür gewachsen, dass die frühen Industrieanlagen sozusagen die ‚Wiege des modernen Europas‘ sind. Doch dieses Bewusstsein hat im Allgemeinen und so auch im Besonderen wie den hier vorgelegten drei Beiträgen erst spät die Denkmalpfleger erreicht und deren Stärke ist die Inventarisierung und Bewertung der Denkmale; um sie zu erhalten, brauchen sie den politischen Willen des Staates und finanzkräftige Partner, an beidem scheint es – auch – im heutigen Polen zu mangeln. Die Schlusssätze der drei Beiträge des hier zu besprechenden Kapitels sind dafür der beste Beleg. Jan Salm beschließt seinen Beitrag über „Die Revalorisierung der Lodzer Fabriken“ gleich mit mehreren offenen Fragen: „Wie werden die historischen Industrieanlagen als wichtige städtebauliche Komponenten diese unsicheren stürmischen Zeiten überstehen? Eines ist sicher: Die bisher geschlossenen Lodzer Fabriken müssen ihre Tore öffnen und sich mit der Stadt verbinden. Die Frage, wie breit diese Flügel geöffnet werden sollen, oder ob man sie respektlos von außen aufbrechen wird, ist noch nicht beantwortet“ (S. 273). Den fast naiv zu nennenden Abschluss des Beitrages von Janusz L. Dobesz über „Das Waldenburger Industriegebiet – Aufgaben und Möglichkeiten der Denkmalpflege“ könnte

man auf vergleichbare Beiträge aus ganz Europa übertragen: „Droht also dem größten Teil der Waldenburger Industriedenkmäler die Vernichtung? Hoffentlich nicht!“ (S. 288). Die offensichtlich – noch? – bestehende Diskrepanz zwischen den akademischen und freien Denkmalpflegern einerseits und den amtlichen Konservatoren andererseits macht der dritte Beitrag dieses Kapitels deutlich. Andrzej Wilk versteht seinen Beitrag: „Zuckerfabriken in Niederschlesien – Fragen der Dokumentation und Erhaltung von Industriedenkmalern“ ausdrücklich als „Aufruf an die Denkmalbehörden, die noch arbeitenden wie auch die bereits stillgelegten Zuckerfabriken unter architektur- und technikgeschichtlichen Aspekten zu erforschen, zu dokumentieren und unter Schutz zu stellen“ (S. 291). Wie dramatisch die Situation für diese Bauten zu sein scheint, wird am Ende des kurzen Beitrages deutlich, wenn der Autor feststellt: „Da das Objekt nicht unter Denkmalschutz steht, wird die Firma vermutlich keine Anstrengungen zur Erhaltung der historischen Substanz unternehmen. So scheint das Urteil über das weitere Schicksal der Zuckerfabriken besiegelt zu sein“ (S. 292), um abschließend noch einmal, fast gebetsmühlenartig, die Bedeutung der Dokumentation und Erforschung dieser Denkmale zu betonen.

Im vierten Hauptkapitel zur „Geschichte der Denkmalpflege“ ist der schon angesprochene Beitrag von Andrzej Tomaszewski fast als brisant zu bezeichnen. Auf nur zwölf Seiten liefert der langjährige polnische Generalkonservator eine Geschichte der polnischen Denkmalpflege, die durchaus in die Lage versetzt, deren hierzulande guten Ruf ins Wanken zu bringen. Allerdings nur dann, wenn man den Wiederaufbau von Warschau oder Danzig noch heute als repräsentativ für die Leistungen der polnischen Restauratoren ansieht. Wie die Denkmalpflege im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg in Polen, das nun völlig neue Grenzen hatte, in eine nationale Diskussion um die eigene Geschichte eingebunden wurde und für Bauten gerade zu stehen hatte, die eigentlich mit Denkmalpflege nichts zu tun haben, macht der Beitrag von Tomasz Torbus über „Die Rezeption der Renaissance im Nachkriegs-Polen – die Suche nach einem Nationalstil“ deutlich. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Verweis auf Danzig, wo man beim Wiederaufbau auf hier nie vorhanden gewesene Motive polnischer Architektur zurückgriff, und auch auf Ratibor, wo 1950–1954 anstelle bescheidener, im Krieg zerstörter Wohnhäuser monumentale „Renaissance“-Häuser errichtet wurden. Mit diesen „Phantasieprodukten“ wollte man die „künstlerische Verbindung zwischen dieser oberschlesischen Stadt und dem polnischen Kernland

(...) suggerieren“ (S. 319). Dass zu diesem Themenkomplex noch viel Forschungsarbeit zu leisten ist, ist dem Autor bewusst, er selbst bezeichnet seinen Beitrag als erste Annäherung. Dass diese Annäherung von großer Bedeutung ist und weitere Forschungen zu erhoffen sind, bleibt der Rezensentin festzustellen.

Die abschließende „Informationsbörse“ widmet sich im ersten Unterkapitel ausnahmslos der „Dokumentation und Denkmalpflege“ und stellt Projekte der Denkmalinventarisierung vor. Von drei unterschiedlichen Institutionen werden drei verschiedene Projekte vorgestellt: „Herkunft und Zukunft – Bauten jüdischen Lebens in Osteuropa. Ein Werkstattbericht zu Kalvarija/Litauen aus der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius“ (Albrecht Graf Kalnein), die „Kurzdarstellung des Projekts ‚Handbuch der Kunstdenkmäler. Schlesien‘ (Stand April 2002)“ (Christine Nielsen) und die eingangs schon erwähnte „Dokumentation von Vorwerksanlagen und Objekten der Lebensmittelverarbeitung auf dem Gebiet Polens“ (Maria Andrzejewska). Alle drei Beiträge sind für die Denkmalpflege von besonderem Interesse und lassen im Falle des Handbuches der schlesischen Kunstdenkmäler auch auf für viele hilfreiche Ergebnisse hoffen.

Die Vorstellung der „Institutionen“ macht mit sehr unterschiedlichen deutschen und polnischen Einrichtungen bekannt. Einen Studiengang stellt Uta Hengelhaupt mit ihrem Beitrag „European Cultural Heritage“ (Schutz europäischer Kulturgüter) – ein postgradualer Master-Studiengang an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder)“ vor, Johanna Brade äußert sich „Zur Konzeption des neu gegründeten Schlesischen Museums in Görlitz“, Axel Feuß zum „Museum Ostdeutsche Galerie, Regensburg“ und Stanisław Horoszkó über „Die Foto- und Diapositivsammlung des Nationalmuseums Stettin“. Weniger mit einer Institution als mit einem kunsthistorischen oder auch denkmalkundlichen Problem beschäftigt sich der Beitrag von Joanna Wolańska über „Die ‚Bamberger Apokalypse‘ in der Armenischen Kathedrale zu Lemberg“. Der Beitrag von Adam Organisty über „Die wiederentdeckte Sammlung des Breslauer Malers Joseph Langer (1865–1918) im Museum für historischen Hausrat in Münsterberg“ ist irreführend für den, der nichts über Langer weiß. Langers Sammlung umfasst keinen Hausrat, sondern seine Entwürfe für Restaurierungen und Ausmalungen von Kirchenräumen und anderen Bauten, seine Entwürfe für Inneneinrichtungen und Glasmalereien, aber auch viele seiner Gemälde und Zeichnungen. Einen gewissen Bezug zum Sammlungsschwer-

punkt des Museums hat Langers Privatsammlung, die eine Möbelsammlung, aber auch zum Teil ins Mittelalter zurückreichende Kunstwerke umfasst. Der Beitrag will ausdrücklich nur auf diese Sammlung und das bestehende Forschungsdesiderat hinweisen. Bereits weiter fortgeschritten ist das von Jolanta Rusinowska vorgestellte Projekt, die Erfassung der „Wohnhäuser des 19. Jahrhunderts in Gleiwitz“, das auf eine wichtige Dissertation hoffen lässt.

Zusammenfassend ist noch einmal festzustellen, dass der Band mit seinen breit gefächerten Beiträgen eine außerordentlich große Fundgrube für Kunsthistoriker und Denkmalpfleger darstellt, die durch eine deutsch-polnische Einführung, ein deutsch-polnisches Inhaltsverzeichnis, ein Verzeichnis der Personen und Familiennamen und ein Ortsregister mit Konkordanz auch gut erschlossen ist. Zum Schluss kann auch erwartungsvoll festgestellt werden, dass sich noch eine Vielzahl von zu bearbeitenden Themen abzeichnet, die auf interessante Fortsetzungsbände hoffen lässt, die dann hoffentlich auf Tagungen beruhen, die enger begrenzte thematische Felder behandelt haben.

Sabine Bock, Memmelsdorf bei Bamberg

Klaus J. Bade, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Durchges. Sonderausgabe, München: C.H. Beck Verlag 2002, 510 S.

Mit dem vorliegenden Band setzt sein Autor, der Historiker und Gründer des „Instituts für Migrationsforschung und interkulturelle Studien“ („IMIS“),¹ Klaus J. Bade seine zahlreichen Veröffentlichungen zum Thema Migration fort. Das ambitionierte Vorhaben, die Vielschichtigkeit der „Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ komprimiert in nur einem Werk vorzulegen, mündet in einem universalgeschichtlichen Überblick, der alle bisherigen Schriften des Autors in den Schatten stellt. Hier schließt sich die chronologische Verknüpfung von Wanderungsbewegungen, Ursachen und

¹ Angesiedelt an der Universität Osnabrück.

Partizipanten mit ihren Stringenten bis zur aktuellen² Zeitgeschichte bzw. Politikgeschichte.³

Und dies macht zugleich die Stärke der gut 500 Seiten umfassenden Publikation aus: In der Bandbreite der geschichtlichen Ereignisse lassen sich nicht nur Entwicklungslinien erkennen, sondern Grund-schemata und historische „déjà-vues“ erhöhen den Erkenntniswert. Die im Laufe der Jahrzehnte zunehmende Politisierung des Einwanderungssujets als öffentliches Politikum und seine hier vorgenommene bewertende Deskription kommt der Leselust zugute.

Der Band gliedert sich in fünf chronologisch aufeinander bauende Teile, deren erster mit der endenden Frühen Neuzeit beginnt und in die aufkommende Industrialisierung mündet. In Teil 2 wird das 19. bis frühe 20. Jahrhundert untersucht, gefolgt von der „Phase“ der Weltkriege, des Kalten Kriegs, bis schließlich im Schlusskapitel die jüngsten Jahrzehnte Betrachtung finden.

Ein ergänzendes Register erleichtert die Benutzung des Buches idealiter, in das, auf den ersten Blick als reines Ortsregister wirkend, Bevölkerungsgruppen aufgenommen wurden. Das Register gibt somit schon eingewanderte Nationalitäten oder deren Versuche preis.

Der Aufbau der Schrift nach einer chronologischen Herangehensweise an das Thema belegt ein Faktum sehr eindrucksvoll: Wanderungen basieren immer auch auf Wanderungstraditionen, Wanderungssystemen und lassen sich sehr wohl schon im 18. Jahrhundert verorten. Das mobile Zeitalter, von dem heute so gern die Rede ist, steht faktisch keinesfalls auf jungen Füßen. Und so wie Ein- und Auswanderung gleichermaßen nebenher bestanden (und immer eine Frage der Perspektive darstellten), wandelten sich ihre personelle oder nationale Trägergruppe und deren Migrationsziele. Europäer suchten ihre Hoffnung in der Fremde und Europäer suchten ihren Schutz vor den Fremden – beides bildet demnach zwei Kehrseiten einer geschichtlichen Medaille.

² An dieser Stelle bleibt zu bemerken, dass die vorliegende Publikation eine Zweitauflage darstellt und der Erstausgabe von 2000 entspricht. Ihr Untersuchungszeitraum endet somit 1999.

³ U.a. in den 90er Jahren bis heute: 1990: Neue Heimat im Westen. Ausländer, Aus-siedler, Asyl in der Bundesrepublik Deutschland; 1992: Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland; Die neue Einwanderungssituation in Deutschland; 1993: Zuwanderung und Eingliederung von Deutschen und Juden aus der früheren Sowjetunion in Deutschland und Israel; 2000: Europa und die Migration Ende des 20. Jahrhunderts; 2001: Einwanderungskontinent Europa: Migration und Integration am Beginn des 21. Jahrhunderts; Integration und Illegalität in Deutschland; Vorurteile, Stereotype, Feindbilder und die jährlich erscheinenden Migrations-reporte.

Eine Einführung in die Methodik, das Handwerk des Migrationsforschers, gewährt der Verfasser seinem Lesepublikum im ersten einleitenden Kapitel. Der noch in der Agrargesellschaft dominante Wanderungsantrieb durch Arbeitssituationen, saisonale Wanderungsbewegungen u.a. wird in der Phase der Industrialisierung um Wirtschaftsfucht und politisch motivierte Wanderung erweitert. Die Weltkriege bringen dann ein neues Spektrum hervor. Unter dem Mantel der Zwangsmigration sammeln sich Zwangsarbeit, Flucht, Vertreibung und politische Verfolgung. Gemeinsam leiten sie das „Jahrhundert der Flüchtlinge“ ein. Die Jahrzehnte nach 1945 werden durch Asylrecht und Asylfragen im Allgemeinen überlagert. Ihnen voraus eilte eine Form der Arbeitsmigration, die den Terminus „Gastarbeiter“ in die Öffentlichkeit transportierte. Nationale politische Konzepte zur Einwanderung bzw. Steuerung von Einwanderungen fließen im ausklingenden 20. Jahrhundert in ‚euronationale‘ Überlegungen. Die „Festung Europa“ etabliert sich als Streitfaktor und Politikum weiterer Abschottungsversuche gegen Migrationsbewegungen aus dem Süden und Osten. „Von allen denkbaren Handlungsspielräumen und Gestaltungsmöglichkeiten wurde in Europa bislang am wenigsten für die Bekämpfung der Fluchtursachen in den Ausgangsräumen und am meisten für die Bekämpfung von Fluchtwanderungen nach Europa getan“ (S. 450), so die nüchterne Bilanz des Verfassers zu der europäischen Einwanderungspolitik.

„Europa in Bewegung“ ist eine Lesereise, die nur zu empfehlen ist. Wenngleich die Thematik in ihrer (nicht nur geografischen) Komplexität mit zahlreichen Fakten gespeist ist, so ist m.E. das Unternehmen des Autors aufgegangen, einem politisch aufgeheizten und diskutierten Thema durch das Aufzeigen historischer Traditionslinien und Mechanismen von Wanderungsbewegungen näher zu kommen.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Nationalitätenkonflikte im 20. Jahrhundert. Ursachen von inter-ethnischer Gewalt im Vergleich, hrsg. v. Philipp Ther u. Holm Sundhaussen. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2001, VII, 286 S. (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte. 59).

Der Titel dieses Sammelbandes, der aus einem Workshop des Zentrums für Vergleichende Geschichte Europas in Berlin hervorgegangen ist, klingt vielversprechend, verheißt er doch einen vergleichenden Zugang zu einem der zentralen Probleme der Geschichte des östlichen Europa im 20. Jahrhundert. In dieser Hinsicht wird der Leser zunächst jedoch enttäuscht. Systematisch vergleichend angelegt sind nur zwei der Beiträge: von Holm Sundhaussen zu der raschen Eskalation gewaltlegitimierender ethnonationaler Identifikation im Kosovo und in der Krajina nach 1990 sowie von Jeremy King zu den Nationalitätenkonflikten in Österreich und in Ungarn nach 1867. Dass Philipp Ther als Herausgeber die Beiträge einleitend zusammenfasst und darüber hinaus in einer Zusammenfassung auf gemeinsame Ergebnisse abklopft, kann einen grundständigen Vergleich nicht ersetzen (erspart es dem Rezensenten jedoch, erneut eine Inhaltsangabe jedes einzelnen Aufsatzes zu liefern).

Es erweist sich allerdings schnell, dass dieser Mangel in der Natur des Gegenstandes begründet liegt und von den Herausgebern auf fruchtbare Weise in einen Erkenntnisgewinn umgesetzt wird. Die gewalthafte Eskalation von Nationalitätenkonflikten, so ein wichtiges Ergebnis dieses Bandes, entzieht sich weitgehend der Theoriebildung, und folglich kann ein Tagungsband wie der vorliegende kaum mehr als eine Sammlung solider, in ihren zentralen Fragestellungen locker aufeinander bezogener Regionalstudien bieten. Diese sind in vier Blöcke gegliedert. Den Anfang machen drei Beiträge zu Südosteuropa, neben dem bereits genannten von Holm Sundhaussen je ein Aufsatz von Stefan Troebst zu Gewalt und Gewaltfreiheit in Makedonien und von Carl Bethke zur Eindämmung von Gewalt in der Vojvodina. Unter dem Block „Osteuropa“ sind die Aufsätze von Kerstin S. Jobst über den Bürgerkrieg auf der Krim 1918/19 und von Christoph Moeskes zum jüngsten Konflikt in Abchasien zusammengefasst. An Beispielen aus Ostmitteleuropa finden sich Aufsätze von Philipp Ther über die Beziehungen zwischen den Nationalitäten in Lemberg in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, von Piotr Madajczyk zu Oberschlesien und der bereits genannte Aufsatz von Jeremy King. Den Blick auf Westeuropa schließlich liefern die Aufsätze von Christiane Kohser-

Spohn über Elsass-Lothringen nach dem Ersten Weltkrieg, von Karl Christian Lammers über den dänisch-deutschen Nationalitätenkonflikt in Schleswig und schließlich von Peter Waldmann über den Nordirland-Konflikt.

Diese Auswahl, die wohl der Verfügbarkeit kompetenter Referenten geschuldet sein dürfte, wirkt auf Anhieb etwas willkürlich, da die große Spannweite der Beispiele aus ganz unterschiedlichen Epochen und Regionen die Vergleichbarkeit von vornherein in Frage stellt. Im Hinblick auf den sehr unterschiedlichen Stellenwert physischer Gewalt im jeweiligen Konflikt wirkt die Aufnahme von Beiträgen zur Vojvodina oder zu Schleswig zusätzlich fragwürdig. Der Sinn dieser Auswahl erschließt sich erst bei der näheren Lektüre, steht doch neben der Eskalation von Gewalt auch die Möglichkeit wie die Schwierigkeit, diese wieder einzudämmen, im Zentrum des Interesses. So betont Stefan Troebst, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die „Geschichtsvergessenheit“ der postkommunistischen, von historischer Detailkenntnis völlig unberührten Eliten Makedoniens als eine zentrale Voraussetzung erfolgreicher Deeskalation von Gewalt. Für die Vojvodina kann Carl Bethke zeigen, dass die fehlende Mehrheit für eindeutige Identitätskonzepte in dieser multiethnischen Region Freiräume für die Verhandelbarkeit gegenseitiger Positionen schuf, zumal das Regime in Belgrad seinerseits keinerlei Interesse an einer weiteren Eskalation eines durchaus brisanten Konfliktes zeigte. In seinem Beitrag zu Lemberg verweist Philipp Ther auf die Möglichkeit einer, wenngleich brüchigen, Stabilisierung eines Nationalitätenkonfliktes, die sich in der Folge allerdings nicht als belastbar gegenüber den Erschütterungen des Zweiten Weltkrieges erwies. Ähnliche Schlüsse ließen sich auch aus den anderen Beiträgen zu Ost- und Ostmitteleuropa ziehen. Der Hinweis auf die entscheidende Rolle politischer Akteure in der gewaltsamen Eskalation von Nationalitätenkonflikten durchzieht nahezu alle Beiträge des vorliegenden Bandes.

Damit ist ein Teil der von den Herausgebern skizzierten Forderungen an eine historische Forschung zu den gewaltsamen Nationalitätenkonflikten insbesondere im östlichen Europa bereits eingelöst, nämlich die Dekonstruktion falscher Kontinuitäten und die Wendung gegen die weit verbreitete Vorstellung, ethnische Gewalt sei eine gleichsam unvermeidliche Kulmination vermeintlich tiefsitzenden gegenseitigen Hasses. Als weitere Ansätze zukünftiger vergleichender Forschung benennt Philipp Ther in seiner Zusammenfassung die Bedeutung langfristiger territorialer Stabilität für die Fähigkeit des Staates, ein unanfechtbares Gewaltmonopol aufrechtzuerhalten, sowie

die Eigendynamik physischer Gewalt. Das eigentliche Verdienst des Bandes liegt jedoch – neben dem Wert der einzelnen Studien – nicht so sehr in diesen übergreifenden Befunden, sondern darin, die Grenzen der Theoriebildung aufgezeigt zu haben, die von einem solchen Vergleich erwartet werden darf. Auch die solide kommentierte Literaturübersicht zu verschiedenen theoretischen Zugängen zum Thema kommt über diesen Befund nicht hinweg. Ein Personenregister ergänzt und erschließt einen Sammelband, der nicht zuletzt wichtige Ergebnisse jüngerer, laufender Forschungen zu bekannten und weniger bekannten Nationalitätenkonflikten des 20. Jahrhunderts einem breiteren Publikum zugänglich macht.

Joachim von Puttkamer, Jena

Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, hrsg. v. Bruno Thoß u. Hans-Erich Volkmann. Paderborn (u.a.): Ferdinand Schöningh 2002, VIII, 882 S., 37 Abbildungen.

Das vorzustellende Buch schließt sich konzeptionell an den ebenfalls im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes herausgegebenen Band zur Wehrmacht an, der im Nordost-Archiv bereits besprochen wurde.¹ Grundlage der für die Drucklegung überarbeiteten Beiträge war die 43. Internationale Tagung für Militärgeschichte, die vom Forschungsamt 2001 in Potsdam veranstaltet wurde.

Das bewährte Schema, den immensen Stoff in einzelnen Sektionen darzustellen und durch „Einleitende Bemerkungen“ den Leser in die jeweilige Thematik einzuführen, findet sich auch in diesem Band. Sieben Themenbereiche bilden das Gerüst des Buches: Die Weltkriege als Kriege neuen Typs (S. 31-131), Deutsches Führungsdenken und technologische Entwicklungen in den Weltkriegen (S. 133-255), Krieg als Welt der Soldaten: die ‚militärische‘ Gesellschaft (S. 255-365), Krieg als kollektive Erfahrung in der Heimat: die ‚zivile‘ Gesellschaft (S. 367-518), Krieg als Besatzungsherrschaft: die Welt der Besatzer und

¹ Vgl. meine Rezension in: Nordost-Archiv N.F. VII (1998), H. 2, S. 765-769.

Besetzten (S. 519-631), Erinnerungskulturen und Nachkriegszeiten (S. 633-726), Die Epoche der Weltkriege als Methodenwerkstatt für eine interdisziplinäre Militär-, Gesellschafts- und Erfahrungsgeschichte (S. 727-838). Diesem Kern stehen flankierend eine umfangreiche Einführung von Bruno Thoß (Die Zeit der Weltkriege – Epochen als Erfahrungseinheit?, S. 7-30) und ein Epilog von Hans-Erich Volkmann (Gesellschaft und Militär am Ende des Ersten und des Zweiten Weltkrieges, S. 841-874) zur Seite.

Der Untertitel des Bandes spiegelt sich in den Themenbereichen wider, denn es geht weniger um klassische militärgeschichtliche Fragestellungen, sondern um den Krieg als gesellschaftliches Phänomen, der zwischen 1914–1918 und 1939–1945 die gesamte deutsche Bevölkerung in vielfältiger Weise ‚betraf‘. Diese Kriege neuen Typs charakterisiert Stig Förster in seinen ‚Einleitenden Bemerkungen‘ mit den Stichworten „Totale Kriegsziele, totale Kriegsmethoden, totale Mobilisierung, totale Kontrolle“ und fährt fort: „Im Kern läuft das Zusammenspiel der vier Elemente auf das Niederreißen der Grenzlinien zwischen zivilem und militärischem Bereich hinaus“ (S. 37). Unter diesen Umständen haben die Herausgeber zu Recht den Schwerpunkt auf Kriegserlebnis und Kriegserfahrung gelegt und zudem eine Sektion methodischen Zugängen und interdisziplinären Ansätzen gewidmet. Besonders der Beitrag von Benjamin Ziemann zur „Vergesellschaftung von Gewalt‘ als Thema der Kriegsgeschichte seit 1914. Perspektiven und Desiderate eines Konzepts“ (S. 735-758) bietet nicht nur einen kritisch kommentierenden Überblick über bisherige Forschungsansätze, sondern auch eine überzeugende Darstellung der Desiderata der Forschung.

Ziemanns Beitrag ist auch einer der wenigen, der wirklich komparativ gearbeitet ist, während die meisten Autoren sich eher deskriptiv-chronologisch dem Thema nähern und am Ende ihres Beitrages kurz Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Weltkriege referieren. Einige Arbeiten geben zudem bereits im Titel zu erkennen, dass sie nicht auf eine vergleichende Betrachtung abzielen (z.B. Hans-Harald Müller, „Bewältigungsdiskurse. Kulturelle Determinanten der literarischen Verarbeitung des Kriegserlebnisses in der Weimarer Republik“, S. 773-781; Rainer Rother, „Die Erfahrung des Ersten Weltkrieges und der deutsche Film“, S. 821-838). Damit ist ein zentraler Kritikpunkt an dem vorliegenden Band benannt: Die im Titel suggerierte vergleichende Perspektive erschöpft sich an der Oberfläche, von einer wirklichen historischen Komparatistik und der dazu gehörenden Methodologie kann in den meisten Fällen keine Rede sein.

Welche Chance damit nicht genutzt wurde, soll am Beispiel des Aufsatzes von Ute Daniel, „Zweierlei Heimatfronten: Weibliche Kriegserfahrungen 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 im Kontrast“ (S. 391-409) gezeigt werden. Die Autorin ist sich als eine von wenigen bewusst, dass eine Komparation der beiden Weltkriege als diachroner Vergleich besonderen methodologischen Schwierigkeiten unterliegt (S. 392), und weist zu Recht auf eine der wichtigsten Erkenntnisziele des Vergleichens hin: „Der Versuch, Unterschiede zu identifizieren und zu erklären, eröffnet vielmehr einen größeren Fragehorizont: zum einen, weil die Fragwürdigkeit der angebotenen Erklärungen hier deutlicher wird als dort, wo die festgestellte Gemeinsamkeit eine – nicht selten täuschende – Selbstverständlichkeit suggerieren kann; und zum anderen, weil der Umkehrschluss auf das nicht Genannte schärfer wird“ (Ebenda). Daniel untersucht dementsprechend zentrale Thesen und Fragestellungen auf ihre Tauglichkeit für die beiden Weltkriege und durchbricht damit quasi nebenher das festgefahrene Schema einer chronologisch-deskriptiven Darstellung. Historisches Vergleichen endet nicht mit der faktischen Feststellung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten, sondern beginnt an diesem Punkt, indem man Fragestellungen entwickelt, die die festgestellten Unterschiede erklären können. Der Beitrag von Ute Daniel zählt daher keineswegs zufällig zu den anregendsten und interessantesten des ganzen Bandes.

In der Reihe der komparativ arbeitenden Aufsätze ist auch die von Rüdiger Overmans, „Hunnen‘ und ‚Untermenschen‘ – deutsche und russisch/sowjetische Kriegsgefangenschaftserfahrungen im Zeitalter der Weltkriege“ (S. 335-365) zu nennen. Der sperrige Titel weist auf eine Besonderheit des Aufsatzes hin: Overmans strebt eigentlich zwei Vergleiche an, indem er einerseits die deutschen, andererseits die russischen Erfahrungen während der beiden Weltkriege aufarbeitet. Doch hält der Autor die doppelte Perspektive konsequent durch, was auch im Schlusswort (S. 363) deutlich wird.

Die Enttäuschung über die fehlende komparative Stringenz wird teilweise durch die hohe Qualität der meisten Beiträge aufgehoben, wozu auch die Schwerpunktsetzung außerhalb klassischer militärgeschichtlicher Themen beiträgt. Der Forschungsüberblick zum Antisemitismus im Ersten und Zweiten Weltkrieg von Werner Bergmann und Juliane Wetzel (S. 437-469) bietet sich als gelungener Einstieg in ein wichtiges Thema an, während Jürgen Tietz einen Abriss über die architektonische Verarbeitung der beiden Kriege in Denkmälern gibt (S. 711-726). In der Sektion zu den Besatzern und Besetzten hebt sich

der Beitrag von Bernhard Chiari, „Geschichte als Gewalttat. Weißrussland als Kind zweier Weltkriege“ (S. 615-631), heraus.

Insgesamt gesehen bietet der Band eine Fülle von Informationen zu unterschiedlichsten Themenbereichen, er erreicht jedoch nicht die Kompaktheit und Geschlossenheit des Vorgängerwerkes zur Wehrmacht. Dies hängt natürlich neben den bereits geschilderten methodologischen Schwächen auch mit der viel breiteren Themenstellung zusammen, der auch bei einem Buch von mehr als 850 Seiten Tribut zu zollen ist. Doch zeigt der vorliegende Band auch, welches Potenzial in einer vergleichenden Perspektive auf die beiden Weltkriege liegen kann, vorausgesetzt man geht den in dieser Tagung erst vorsichtig eingeschlagenen Weg konsequent weiter.

Joachim Tauber, Lüneburg

Holokausta izpētes problēmās Latvijā / The Issues of the Holocaust research in Latvia, Red. v. Andris Caune, Aivars Stranga u. Mārgers Vestermanis. Rīga: Latvijas vēstures institūta apgāds / Institute of History of Latvia Publishers 2001, 385 S.

Die Aufarbeitung der Vergangenheit stellt in den baltischen Staaten aus verschiedenen Gründen ein Problem der besonderen Art dar: Zum einen war erst nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit 1990/91 eine offene Diskussion über die Massenmorde an Juden möglich, zum anderen stellte sich die Frage nach der Beteiligung von Einheimischen mit neuer Schärfe.

Alle drei baltischen Staaten reagierten, nicht zuletzt vor dem außenpolitischen Hintergrund von EU- und NATO-Beitritt, mit der Einsetzung von internationalen Kommissionen, die u.a. die Ereignisse von 1941 bis 1944 untersuchen sollten. In diesem Zusammenhang entstand der vorliegende Sammelband, der im Kern auf eine internationale Konferenz in Riga zurückgeht, die am 16. und 17. Oktober 2000 stattfand. Die lettischsprachigen Beiträge wurden mit einer – im Umfang beträchtlich variierenden – englischen Zusammenfassung versehen, auf die sich auch die folgenden Seitenangaben beziehen. Betrachten wir zunächst die lettischen Aufsätze, um eine Vorstellung zu gewinnen, welche neuen Erkenntnisse im vergangenen Jahrzehnt gewonnen werden konnten.

Die Sowjetperiode war gekennzeichnet durch ein weitgehendes Verschweigen der Juden als exzeptioneller Opfergruppe (stattdessen sprach man von ‚sowjetischen Bürgern‘) und durch die im Kalten Krieg fast nicht anders zu erwartenden Vorwürfe der Kollaboration von lettischen ‚bürgerlichen Nationalisten‘ mit den Nationalsozialisten. Margers Verstermanis gibt einen Überblick über die Historiografie (S. 43-48), wobei er die bis 1990 erschienenen Publikationen allzu pauschal als reine Erzeugnisse des Kalten Krieges bewertet. Demgegenüber schildert Aivars Stranga die Haltung der lettischen Gesellschaft nach 1990, deren Desinteresse zwar am Ende der 90er Jahre merklich nachließ, aber: „(...) the ability to see the Holocaust in Latvia as a great tragedy of entire Latvia will emerge only gradually as a result of serious teaching efforts“ (S. 35). Īzaks Kleimanis, Überlebender des Holocaust, steuert ein beeindruckendes Essay über „The Holocaust in Latvia. Echoes and the Challenge“ (S. 262-266) bei.

Edward Anders und Juris Dubrovskis berichten aus ihrer Arbeit mit offiziellen Akten, um am Beispiel Liepāja die Namen der Opfer zu identifizieren (S. 49-59), während Dzintars Ērglis in seiner case study zwei Mordfälle aus Krustpils rekonstruiert (S. 269-296). Die Beiträge von Artur Žvinklis (Das Schicksal von jüdischen Staatsbediensteten der Republik Lettland; S. 257), Aivars Stranga (Jüdische Flüchtlinge in Lettland, 1933-1940; S. 326 f.) und Irēne Šneidere (Politische Prozesse gegen Juden in Lettland, 1944-1952; S. 348 f.) haben nur bedingt mit dem eigentlichen Thema der Konferenz zu tun. So verbleiben neben den beiden verdienstvollen Studien von Kārlis Kangeris zu den Lettischen Schutzmannschafts-Bataillonen (S. 221-224) und Rudīte Viksne zum berüchtigten Mordkommando Arajs (S. 350-380) sowie der eher unkritischen Darstellung von Guntis Dišlers zur Haltung der evangelisch-lutherischen Kirche (S. 244-247) noch die Aufsätze von Andrievs Ezergailis über „Folklore versus History: A problem in Holocaust Studies“ (S. 106-120) und Leo Dribins zu „Hysterics of Anti-semitic ideology in the [sic!] German occupied Latvia in 1941-1942“ (S. 132 f.).

Ezergailis setzt sich ausführlich mit der von ihm als ‚Folklore‘ bezeichneten These auseinander, in Lettland habe es einen „separate native indigenous Holocaust“ (S. 106) gegeben. Dabei geht er davon aus, der Mythos impliziere, dass die Deutschen nur einen geringen Anteil am Mord an den lettischen Juden gehabt hätten. In diesem hypothetischen Gegensatz liegt die eigentliche Schwäche des Ansatzes, denn die spontanen Ausschreitungen und Pogrome gegen Juden in den ersten Kriegstagen durch Teile der einheimischen Be-

völkerung, die systematischen Massenmorde und schließlich die ‚Vernichtung durch Arbeit‘ in den Ghettos schließen einander nicht aus, sondern ergänzen sich zu einem mörderischen Amalgam, bei dem an der deutschen Initiative und Verantwortung kein Zweifel besteht.

Für die Analyse der Ereignisse ist es jedoch von eminenter Bedeutung, die verschiedenen Phasen der Massenmorde klar voneinander zu unterscheiden: In den ersten Tagen der deutschen Besatzung herrschte eine völlig entgrenzte Bereitschaft zur Gewalt, die sich vor allem gegen Juden entlud und dabei auch von Teilen der einheimischen Bevölkerung (mit-)getragen wurde, während die systematische Ermordung und Ghettoisierung eindeutig über die inzwischen aufgebauten deutschen Verwaltungsstrukturen organisiert wurde, wobei die eigentlichen Morde meist von einheimischen, unter deutschem Befehl stehenden Kommandos ausgeführt wurden. Es sind vor allem diese ersten Tage, die das lettisch-jüdische Verhältnis bis heute belasten, und die entscheidende Frage lautet, weswegen sich die Gewaltbereitschaft vor allem gegen Juden richtete.

Die antisemitische Propaganda, die Leo Dribins für die Zeit *nach* dem deutschen Einmarsch untersucht, stellt sicherlich keine Überraschung dar; weit wichtiger wäre es jedoch gewesen, die Phase der sowjetischen Okkupation 1940/41 in Augenschein zu nehmen, denn in diesem knappen Jahr verfestigte sich das Feindbild des ‚jüdischen Kommunismus‘ und des ‚jüdischen Verrats‘ an Lettland; die Gleichsetzung von ‚Jude‘ und ‚Kommunist‘ bildete den Hintergrund für die spontanen, chaotischen und brutalen Gewaltausbrüche, die zu ‚Rache‘ und ‚Abrechnung‘ in der anarchischen Situation der ersten Kriegstage führten.

Der Holocaust in den baltischen Staaten ist ein komplexer Vorgang, der sich aus der Interaktion zwischen den deutschen Besatzern vor Ort und den nationalsozialistischen Führern in Berlin speiste, seine eigene mörderische Dynamik erhielt, die schließlich in der vollständigen Vernichtung der baltischen Juden endete, wobei die Haltung der einheimischen Bevölkerung ebenfalls eine Rolle spielte. Wenn Leo Dribins meint, die Vernichtung aller sowjetischen Juden sei bereits vor dem deutschen Überfall am 22. Juni 1941 befohlen worden (S. 132), so entspricht diese Aussage nicht nur nicht mehr dem Stand der heutigen Forschung, sondern verhindert auch eine differenzierte Betrachtung des Holocaust in Lettland.

Unter diesen Voraussetzungen werden die eigentlich entscheidenden Fragen überhaupt nicht angesprochen: Wie gelang es den personell schwach besetzten deutschen Truppen, innerhalb weniger Monate die

Ermordung von Zehntausenden von Menschen in ganz Lettland zu organisieren? Dies war nur möglich mit Hilfe der lokalen Verwaltung und lokaler Helfer, die die administrativen Vorbereitungen (Erfassung, Zernierung und Bewachung der Opfer, Auswahl einer Mordstätte usw.) vor der Ankunft der Mordkommandos trafen und oft auch am Transport der Opfer zu den Erschießungsstätten beteiligt waren. Was geschah mit dem jüdischen Vermögen? Wer bekam die Immobilien, Wohnungseinrichtungen, Kleidung oder Wertgegenstände? Das Stichwort ‚Arisierung‘ fällt kein einziges Mal in dem vorliegenden Band.

Löst man den Blick von den Direkttätern an den Massengräbern und den von den Deutschen benutzten Hilfspolizeinheiten und richtet das Forschungsinteresse auf diejenigen, die als indirekte Täter¹ zu bezeichnen sind, wird sich zeigen, welche tiefen Spuren der Holocaust in der lettischen Gesellschaft hinterlassen hat; diesen Schritt hat die lettische Kommission noch vor sich.

Die ausländischen Beiträge bieten wichtige Ergänzungen und Aussagen vor allem zur deutschen Seite, können aber zur Klärung der obigen Fragen nur wenig beitragen. Norman M. Naimark hat eine überzeugende Einleitung geschrieben, in der er den Mord an den lettischen Juden nicht nur in eine Gesamtschau des Holocaust einordnet, sondern auch auf das Feindbild des ‚jüdischen Kommunisten‘ und auf die Bedeutung der sowjetischen Besatzung hinweist (S. 19-29). Es bleibt Irena Veisaitė aus Litauen vorbehalten, eine der wichtigsten mentalen Sperren im Umgang mit den Geschehnissen im Baltikum 1941-1944 klar auszusprechen: „the GULAG ‚overwhelmed‘ the Holocaust“ (S. 100). Die Erfahrungen und Leiden während der sowjetischen Besatzung stehen verständlicherweise im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion und bilden einen Teil des nationalen Selbstverständnisses, während im kollektiven Gedächtnis der Mord an den Juden fast nicht existent ist. Dov Levin bietet mit seinem Überblick über die Juden Lettlands vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg (S. 134-151) einen ersten Einsteig in die Thematik, dessen Platzierung an den Anfang des Bandes sicherlich sinnvoll gewesen wäre.

¹ Ich schließe mich der Definition von Thomas Sandkühler, *Die Täter des Holocaust. Neuere Überlegungen und Kontroversen*, in: *Wehrmacht und Vernichtungspolitik. Militär im nationalsozialistischen System*, hrsg. v. Karl Heinrich Pohl. Göttingen 1999, S. 40, an: „Unter den Tätern des Holocaust sollen (...) alle Personen verstanden werden, die durch Vorbereitung, Anordnung oder Durchführung an der Ermordung als jüdisch stigmatisierter Männer, Frauen und Kinder durch den NS-Staat partizipierten.“

Peter Klein geht auf das Ghetto Riga als Zielort für Judendeportationen aus Westeuropa ein (S. 74-81), während Katrin Reichelt die wirtschaftliche Seite des Ghettos vorstellt (S. 169-183). Robert G. Waite nimmt sich der westdeutschen Strafverfolgung von Straftaten in Lettland an (S. 61-71). Die restlichen ausländischen Beiträge haben mit dem Thema des Bandes, der sich ja der Holocaust-Forschung in Lettland widmen soll, nur wenig zu tun: David Cesarani stellt die Frage, ob es eine ‚Holocaust-Industrie‘ gibt (S. 83-89); Paul A. Levine untersucht die pädagogische Vermittlung des Holocaust (S. 153-167); Tapani Harviainen schildert das Schicksal der finnischen Juden während des Zweiten Weltkrieges (S. 185-192).

Zweifellos hat die Erforschung des Mordes an den lettischen Juden seit 1991 einen Aufschwung genommen, doch zeigt der vorliegende Band relativ deutlich, dass zentrale Gesichtspunkte noch nicht oder erst unzureichend historiografisch und politisch aufgearbeitet sind. Zweifellos spiegelt der Band den ersten Zwischenstand eines ‚work in progress‘ wider. Weitere schmerzhaft erlangte Erkenntnisse über die Beteiligung von Letten am Holocaust stehen der lettischen Öffentlichkeit aber noch bevor.

Joachim Tauber, Lüneburg

Baltische Bibliographie. Schrifttum über Estland, Lettland, Litauen 1998. Mit Nachträgen, hrsg. v. Herder-Institut Marburg in Verbindung mit der Baltischen Historischen Kommission, zusammengest. v. Paul Kaegbein. Marburg a.d.L.: Verlag Herder-Institut 2000, XVII, 306 S. (Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas. 24).

Die „Baltische Bibliographie“ hat seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1994 eine kleine Tradition herausgebildet und bis zum Jahre 1998, also in ihrem fünften Jahr, die beeindruckende Zahl von mehr als 10 000 Literaturnachweisen erreicht. Sie baut auf den seit 1954 in der „Zeitschrift für Ostforschung“ (seit 1995: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung) veröffentlichten Jahresbibliografien für die historischen Gebiete Est- und Lettlands auf, erschließt seit 1994 aber auch die Literatur über die historischen Gebiete Litauens und erfüllt damit die Funktion eines bibliografischen Nachschlagewerkes zur Landeskunde und Geschichte der drei heutigen sog. „baltischen Staaten“.

Der Band für 1998 enthält 2 322 Einträge und bewegt sich damit ungefähr auf dem Niveau der Jahre 1996 und 1997. Die Gliederung der Literaturtitel folgt wie schon früher dem in der „Zeitschrift für Ostforschung/Ostmitteleuropa-Forschung“ entwickelten Schema sachlicher Gesichtspunkte wie beispielsweise Landeskunde, Demografie, Volkskunde, Archäologie, Vor- und Frühgeschichte, Geschichte usw. Die Sachthemen sind ihrerseits mehrfach nach untergeordneten sachlichen, geografischen (staatsterritorialen, regionalen, örtlichen) oder personenbezogenen Gesichtspunkten gegliedert. Soweit Rezensionen zu einzelnen Titeln veröffentlicht worden sind, werden diese unter dem jeweiligen Titel aufgeführt und verschaffen dem Leser auf diese Weise einen komplexen Zugang zu den jeweilig interessierenden Texten.

Ebenso wie die früheren Bände der „Baltischen Bibliographie“, zielt auch dieser darauf ab, „in kritischer Auswahl das weltweit erscheinende, für die wissenschaftliche Forschung wesentliche landeskundliche und historische Schrifttum oder als Quelle relevante Material über die baltische Region und ihre drei Republiken Estland, Lettland und Litauen nachzuweisen“. Über die Kriterien der „kritischen Auswahl“ erfahren wir – abgesehen von der Betonung der Wissenschaftlichkeit und des Quellencharakters der Texte – leider wenig. Einen Hinweis bietet die Bemerkung des Kompilators Paul Kaegbein, die Bibliothek des Herder-Instituts, die estnische Nationalbibliothek und die estnische akademische Bibliothek, beide in Tallinn, sowie einschlägige Zeitschriften und Sammelwerke stellten einen Grundstock an Informationen und Materialien zur Titelaufnahme in die Bibliografie dar. Warum jedoch bestimmte Titel ausgewählt werden und andere nicht, bleibt schleierhaft – wäre aber gleichzeitig eine wichtige Information, weil immer weniger davon ausgegangen werden kann, dass die Auswahlkriterien des Auswählenden mit denen des Rezipienten identisch oder ihnen auch nur ähnlich seien, wie die zunehmende Pluralität wissenschaftlicher Perspektiven, Ansätze und Methoden in den letzten 20-30 Jahren zeigt.

Von den 306 Seiten des eigentlichen Literaturverzeichnisses entfällt allein knapp die Hälfte auf das Autoren- (S. 157-190), Titel- (S. 191-258), Personen- (S. 259-267), das geografische (S. 269-284) und das Sachregister (S. 285-306). Man könnte hier zahlreiche Fehler, Fehlerquellen und Ungereimtheiten entdecken, wie dies Robert Schweitzer in der vorliegenden Zeitschrift in seiner Rezension über die „Baltische Bibliographie 1997“ getan hat, und dann entsprechende Verbesserungen vorschlagen. Das würde jedoch nichts daran ändern, dass wir

es bei dieser – trotz aller Kritikwürdigkeit – methodisch sehr sauber gearbeiteten und streng redigierten Bibliografie in gedruckter Form doch wohl letztlich mit einem Auslaufmodell zu tun haben. Bei allen Vorzügen des gedruckten und in Buchdeckel gepressten Wortes sind gerade Bibliografien über technisch inzwischen ausgereifte elektronische Suchmaschinen schneller und mit weit weniger Arbeitsaufwand zu erschließen als über fünf verschiedene Register mit all ihren Tücken und z.T. fragwürdigen, weil wenig hilfreichen Einträgen. Ein zeitgemäßer, weil konkurrenzfähiger, und wahrscheinlich auch ökonomisch sinnvoller Vorschlag wäre es also, künftige Jahresbibliografien ins Internet zu stellen oder wenigstens auf einer CD-Rom zugänglich zu machen. Eine Internetbibliografie könnte außerdem als kumulative Bibliografie – gerne in der bisherigen Struktur – fortgeführt werden, unbeschadet der Möglichkeit, die jährlich neu erscheinenden und verzeichneten Titel beispielsweise unter einer Rubrik „Veröffentlichungen des laufenden/vergangenen Jahres“ o.ä. zusätzlich auszuweisen. Natürlich lässt sich gegen einen solchen Wechsel des Publikationsträgers immer der Einwand erheben, elektronische Medien seien weniger haltbar als Printmedien. Dies muss sicherlich berücksichtigt werden – hängt aber mit der Frage, ob man eine Bibliografie auf Papier oder virtuell veröffentlichen und verbreiten soll, nur mittelbar zusammen. Niemand hindert das Herder-Institut, bibliografische Daten in einer Papierfassung für sich oder andere dauerhaft zu konservieren, sodass auch die elektronische Fassung immer wieder abgesichert und ggf. neu zu erstellen wäre.

Abgesehen jedoch von solchen praktischen Erwägungen in Zeiten knapper Ressourcen und schneller Informationsflüsse kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Paul Kaegbein, das Herder-Institut und die Baltische Historische Kommission der Forschungsgemeinschaft erneut ein unerlässliches Hilfsmittel an die Hand gegeben haben, ohne das eine Erforschung der baltischen Länder und Staaten ein dilettantisches und provinzielles Unternehmen und das internationale und interdisziplinäre Gespräch über Fragen des Baltikums eine Illusion blieben.

Ralph Tuchtenhagen, Hamburg

Baltische Bibliographie. Schrifttum über Estland, Lettland, Litauen 1999. Mit Nachträgen. In Verbindung mit der Baltischen Historischen Kommission hrsg. v. Herder-Institut Marburg, zusammengest. v. Paul Kaegbein. Marburg: Verlag Herder-Institut 2002, XVIII, 364 S. (Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas. 28).

Mit dem 2002 erschienenen Band der Baltischen Bibliografie für das Berichtsjahr 1999 liegt nun der sechste Jahrgang in Buchform vor. Angesichts der Fülle des neuen Materials und der präzisen bibliografischen Arbeit von Paul Kaegbein ist es beachtenswert, dass die Bibliografie wieder in einem relativ geringen Abstand zum Berichtsjahr erscheint.

In bewährter Weise wird in einem nach Sachgruppen geordneten Titelverzeichnis landeskundliches und historisches Schrifttum zum Baltikum in kritischer Auswahl dargeboten. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Auswertung von Beiträgen aus Zeitschriften und Sammelwerken. Auch Monografien werden angezeigt, stellen aber den kleineren Teil des Titelvolumens dar. Gemäß der Intention der Bibliografie, weltweit erscheinende Publikationen zu verzeichnen, findet man nicht nur Titel aus Deutschland und dem Baltikum, sondern auch aus West- und Osteuropa sowie Amerika.

Das Titelverzeichnis, welches ungefähr die Hälfte des Bandes füllt, wird von fünf Registern erschlossen: Für die sachliche Suche stehen das Sachregister (mit Stich- und Schlagwörtern), das Personenregister sowie ein geografisches Register zur Verfügung. Ergänzt wird die Erschließung durch ein Autoren- und ein Titelregister. Die ausgewerteten Zeitschriften und Sammelwerke findet man unter der Sachgruppe 1.3 und 1.4. Als Bibliothekarin hätte ich mir hier die Ergänzung eines alphabetischen Verzeichnisses dieser ausgewerteten Quellen zusätzlich zu dem nach Ländern geordneten Zugang über die Sachgruppen gewünscht.

Die typografische Aufbereitung des Materials lässt seit der Umgestaltung im Band von 1998 mittlerweile nichts mehr zu wünschen übrig: Die sachliche Gliederung ist übersichtlich hervorgehoben, die einzelnen Einträge sind klar voneinander getrennt, zur Orientierung ist in der Kopfzeile die Sachgruppe angegeben. Die diakritischen Zeichen sind exakt wiedergegeben, kyrillische Titel sind in einwandfrei transliterierter Form aufgenommen. Durch die Angleichung der Schriftgröße und des Zeilenabstandes im Registerteil an die im

Titelverzeichnis verwendete Form konnte nicht nur das Erscheinungsbild weiter verbessert, sondern gleichzeitig noch Platz gespart werden.

Wie bisher in jedem Band der Baltischen Bibliografie hat Paul Kaegbein auch in diesem wieder komfortable Neuerungen eingearbeitet. So gibt es jetzt bei einigen Titeln Hinweise auf Internet-Adressen, unter denen die Texte online abrufbar sind. So wird z.B. die URL für die aktuelle Ausgabe des „Wissenschaftlichen Informationsdienstes“ des Bundesinstitutes für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa angegeben (Titel 12), sodass man sich auch rasch online über die neuesten Forschungsprojekte zum Baltikum informieren kann – eine sehr begrüßenswerte Ergänzung, die hoffentlich im nächsten Band ausgeweitet wird, da so ein sehr schneller Zugriff auf den Text möglich wird.

Des Weiteren macht Paul Kaegbein im Vorwort darauf aufmerksam, dass dank der vermehrten Anschaffung von osteuropäischer Literatur in deutschen Bibliotheken insbesondere Publikationen aus Russland und Litauen in größerer Zahl Aufnahme gefunden haben. So sind in diesem Band 2 789 Titel erfasst, ca. 20% mehr als in der Bibliografie für 1998.

Aufgrund der größeren Literaturmenge wurden einige Sachgruppen erweitert: unter 3.1 b sind wesentlich mehr einzelne Nationalitäten aufgeführt und auch unter 5.7 (Biografien, Nachrufe, Würdigungen) wurde die Anzahl der Personenansetzungen beträchtlich erhöht. Der im Vorwort erwähnte Ausbau der Sachgruppen 9.1 b und 9.2 b war für mich jedoch nicht nachvollziehbar (die Anzahl der aufgeführten Institutionen in 9.1 b hat sich nicht gesteigert, sondern von 13 auf 9 gegenüber der Bibliografie für 1998 abgenommen, in 9.2 b ist nur ein Eintrag mehr hinzugekommen). Meiner Meinung nach hat sich hier ein Druckfehler eingeschlichen: gemeint wird wohl die Sachgruppe 9.2 e sein, in der wesentlich mehr Institutionen und Verbände zu finden sind als in der Bibliografie für 1998.

Positiv zu erwähnen ist die weitere sachliche Untergliederung des geografischen Registers, welche insbesondere die größeren Städte und Regionen betrifft. So findet man beim Stichwort Riga über 100 verschiedene Schlagwörter, angefangen bei A wie Apotheken über K wie Kulturleben bis zu Z wie Zirkusgebäude.

Auch das sachliche Register wurde bedeutend erweitert, es sind ca. 25% mehr Stichworte zu verzeichnen als in der Bibliografie für 1998. Damit hat Paul Kaegbein einen Kritikpunkt¹ an den letzten Bänden

¹ Vgl. die beiden Rezensionen von E.E. Habisch und R. Schweitzer, in: Nordost-Archiv N.F. VII (1998), H. 2, S. 769 ff. bzw. 772 ff.

beherzigt. Leider sind jedoch noch immer nicht alle Schlagwörter aus dem geografischen Register auch im Sachregister vorhanden, sodass zwar „Wilna/Vilnius: Kulturleben“ im geografischen Register auftaucht, aber im Sachregister eben kein Eintrag unter Kulturleben zu finden ist.

Nach wie vor zeichnen sich die Register der Baltischen Bibliografie durch die vielfältigen Verweisungen von verschiedenen Namensformen auf den Haupteintrag aus. Im geografischen Register wird konsequent der deutsche Name als Haupteintrag verwendet, von den landessprachlichen Formen wird dorthin verwiesen. Ob man nun unter Memel oder Klaipėda, Sigismund oder Zygmunt sucht, durch die Verweisungen wird eine erfolgreiche Recherche gewährleistet. Im Personenregister sind dankenswerterweise auch die Lebensdaten angegeben, was so manchen Blick in ein biografisches Nachschlagewerk erspart.

Sämtliche Titelangaben sind nach dem Prinzip der Autopsie entstanden, wodurch eine einwandfreie sachliche Zuordnung gewährleistet wird. So konnte Paul Kaegbein z.B. nur durch Einsicht in den Artikel selbst ersehen, dass sich das „Verzeichnis der auf Litauen und Litauer bezogenen Archivbestände“ (Titel 739) auf Archive in Polen bezieht, was dann auch im Sachregister von ihm richtig als „Archivalien, litauische <Polen>“ angegeben wird.

Besonders hervorheben möchte ich Paul Kaegbeins hervorragende Kommentierung der Titel. Von Vorteil für Leser ohne besondere Sprachkenntnisse ist die Angabe, ob eine Zusammenfassung in Deutsch, Englisch oder Russisch vorhanden ist. Bei ausländischen Titeln ohne Zusammenfassungen ist eine Übersetzung des Titels ins Deutsche beigelegt. Außerdem wird auf vorhandene deutsche Übersetzungen oder Originalausgaben hingewiesen, eine weitere hilfreiche Orientierung für den Leser. Besonders interessant ist die Angabe von Rezensionen, welche bei dem jeweilig behandelten Titel verzeichnet sind, da man so auch gleich einen ersten Überblick zur Rezeption der Baltikumforschung erhält.

Wünschenswert ist jetzt nur noch, dass diese umfassende Bibliografie noch in diesem Jahr Eingang in die über das Internet frei zugängliche Literaturdatenbank des Herder-Institutes findet und damit eine Suche über alle sechs Bände gleichzeitig möglich wird.

Abschließend lässt sich feststellen, dass auch dieser Band der „Baltischen Bibliographie“ wieder eine fundierte bibliografische Quelle zur Literatur über das Baltikum darstellt, woran auch die hier erwähnten kleineren Mängel nichts ändern. Es bleibt zu hoffen, dass sich Paul

Kaegbein auch weiterhin der Baltikumforschung widmen und diese einzigartige bibliografische Leistung fortsetzen wird.

Stefanie Bollin, Greifswald